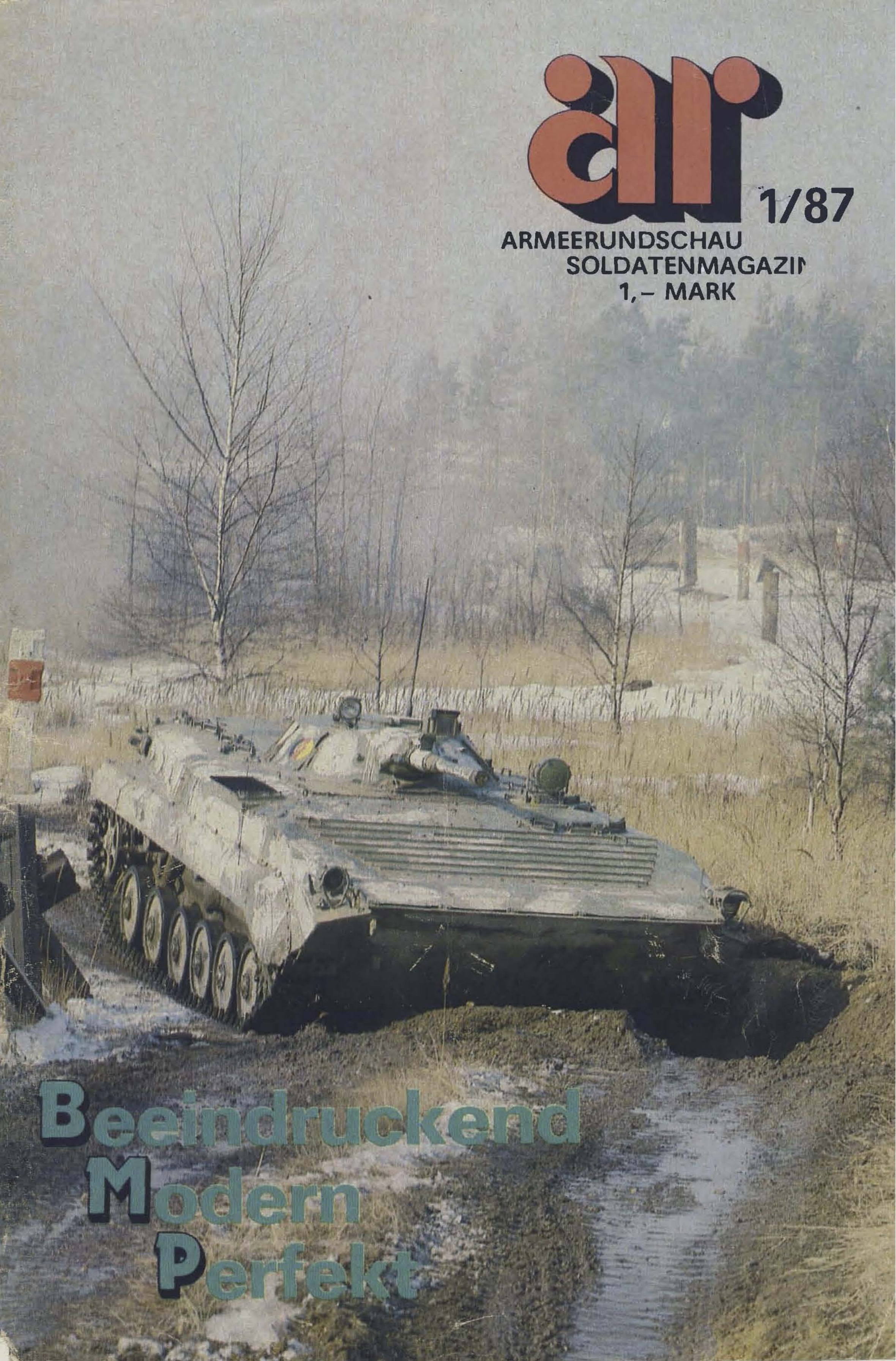

ar
1/87
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Beeindruckend
Modern
Perfekt

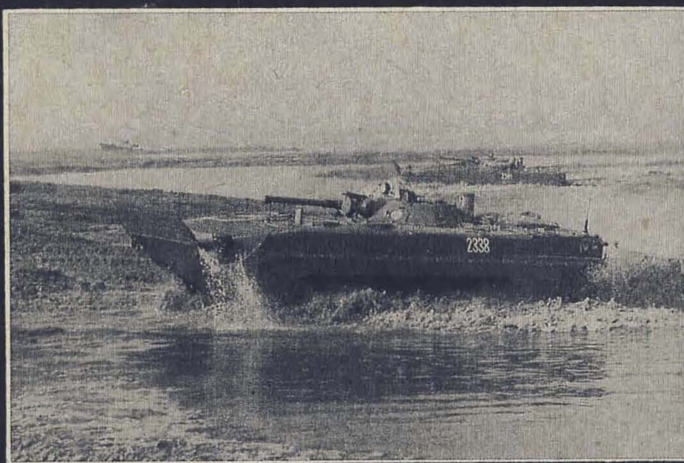


36 ▶
54 ▼



INHALT

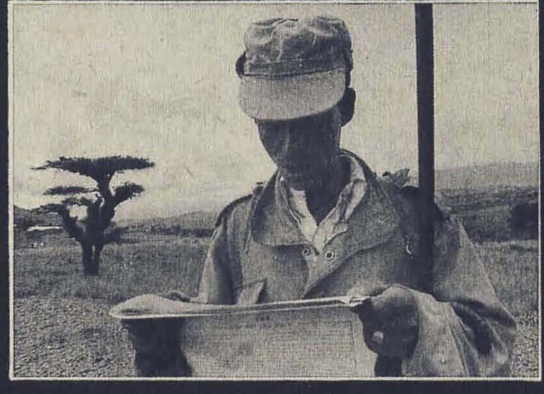
3 Was ist Sache?
4 Worte und Wörter
6 Unter ihrem Bild
10 AR international
12 Heldenfabrik
16 Pohls Prüfung
22 Postsack
26 Bildkunst
28 Pop-spezial
30 Höhen und Tiefen in den Bergen
34 Unter den Linden von Berlin
36 Die MiG-Vertragswerkstatt
42 Erste Liebe
45 Militaria/Partisanen
52 Pfeilschnell und mobil
54 „Spucker"
60 Tiglachin – unser Kampf (II)
67 Soldaten schreiben für Soldaten
70 Schützenpanzer BMP 1
72 Constanze Roeder
82 Typenblätter
84 Meister auf der TS
88 Manila am Scheideweg
92 Wir siegen oder wir verlieren
96 Rätsel



70 ▲
84 ▶



60 ▶



Zum allgemeinen Verständnis dessen, was Sie bewegt, muß ich ein paar erklärende Worte vorausschicken.

MHO heißt Militärhandelsorganisation. Sie hat in vielen Kasernen Lebensmittel- und Industriewarenverkaufsstellen, Imbißstuben und Gaststätten. Aber sie kann nicht überall eigene Handelseinrichtungen unterhalten; beispielsweise kaum in weit abgelegenen, selbständig untergebrachten Funktechnischen Kompanien oder Fla-Raketenabteilungen. Und ebenso vermag die MHO nicht in jedem Feldlager ihre Zelte aufzuschlagen. Ergo wurde den Kommandeuren der Dienststellen das Recht zugestanden, mit dem jeweiligen MHO-Betriebsteil einen Kommissionshandelsvertrag abzuschließen, wenn dies zur Versorgung der Einheit nötig ist. In diesem Fall ist vom Kommandeur ein Verkaufsbeauftragter einzusetzen; dieser erhält die Ware von der MHO und ist für ihren Verkauf verantwortlich. Ein ebensolcher Mann sind Sie, woraus auch Ihre Fragen resultieren.

Die erste: „Der Hauptfeldwebel will, daß ich auch Buletten und heiße Bockwurst anbiete. Muß ich das?"

Sie müssen es nicht nur nicht, Sie dürfen es gar nicht. Die für den Kommissionshandel geltende Anordnung begrenzt das Sortiment auf Kakao- und Schokoladenerzeugnisse, Dauerback- und Süßwaren, Kaffee, Tee und alkoholfreie Getränke sowie Tabakwaren und Zündhölzer. Für den Verkauf von Buletten und heißer Bockwurst wären verschiedene Voraussetzungen (Kühlschrank, Kessel und Heißwasserzubereitung, besondere hygienische Anforderungen) nötig, die sich unter den Bedingungen des MHO-Kommissionshandels kaum realisieren ließen.

Zweite Frage: »Muß ich alles von der MHO nehmen, oder ist es möglich, bestimmte Dinge auch woanders zu kaufen?«

Alles nehmen müssen Sie gewiß nicht; wenn die „Duett" Ihren Genossen möglicherweise zu teuer ist, werden Sie sie sich wohl kaum hinlegen, sondern gängigere Zigarettensorten verlangen. Im Dorfkonsum indes dürfen Sie für den Kommissionshandel nicht einkaufen, denn die Warenbeschaffung über andere Handelseinrichtungen als den MHO-Vertragspartner ist untersagt.

Drittens: »Stehen mir die zwei Prozent Provision zu, die es gibt?«

Vertragspartner im MHO-Kommissionshandel ist die Dienststelle, vertreten durch den Kommandeur. Folglich gehen die zwei Prozent Provision vom Warenumsatz an die Dienststelle und nicht direkt an den oder die Verkaufsbeauftragten. Jedoch ist es dem Kommandeur möglich, die Hälfte der vereinnahmten Provision zu verwenden, um die Arbeit der mit dem Verkauf Befaßten materiell anzuerkennen.

★



Was ist Sache?

**Im Zusammenhang mit dem MHO-Kommissionshandel habe ich einige Fragen.
Gefreiter Roland Täuber**

**Kann der Kommandeur befehlen, daß die Reisezeit dem Urlaub grundsätzlich voranzustellen ist?
Unteroffizier Torsten Block**

Da Sie nicht Grundwehrdienst, sondern freiwillig Wehrdienst auf Zeit leisten, haben Sie bei einer Reisezeit von zwölf Stunden und mehr Anspruch darauf, daß sie Ihnen zusätzlich zum Kurzurlaub oder VKU gewährt wird. Das geschieht auch. Aber nun haben Sie einen neuen Kommandeur, der manches anders handhabt; so hat er entschieden, daß die Reisezeit dem Urlaub grundsätzlich voranzustellen ist.

Um es gleich zu sagen: dazu ist er befugt. Schließlich findet sich in der Urlaubsvorschrift ein Entweder-Oder, so daß die zu beanspruchende Reisezeit entweder dem Urlaubsbeginn vorangestellt oder an den Urlaub angeschlossen wird. Und da sie so zu gewähren ist, daß möglichst wenig Ausbildungs- und Dienststunden ausfallen, hat Ihr Kommandeur mit der erwähnten Entscheidung sicherlich die am ehesten im militärischen Interesse liegende gewählt. Mit dieser Regelung dürfte auch Ihnen kein Nachteil entstehen, ist doch die Reisezeit „in Abhängigkeit von den Fahrplänen" individuell festzulegen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

WORTE UND WÖRTER

Kein Unterschied zwischen diesen? O doch. Große Worte machen ist doch wirklich etwas anderes als Wörter hersagen. Wie angenehm, wenn einer nicht viel Worte macht; wie gut, wenn gegebenes Wort auch gehalten wird. Geflügelte Worte gar sind schon fast wie Sprichwörter, sind Worte in der Leute Mund. Aber auch das Sprichwort bedarf der einzelnen Wörter, so wie unsere Sprache mit all ihren großen und schönen Worten aus lauter Wörtern sich fügt. Nun behauptete der römische Komödiendichter Terenz (geb. 195 v. u. Z.): „Es gibt kein Wort mehr, das nicht schon einmal früher gesagt worden wäre." Da irrte der Meister. Allerdings, zu seinen Lebzeiten flog noch kein Flugzeug, startete kein Raumschiff ins All, gab es also auch keine Wörter für dieses. Sie und unübersehbar viele andere sind erst in jüngster Vergangenheit entstanden, im machtvollen Sog der stürmischen Entwicklung von Wissenschaft und Technik. Und da müssen Wörterbücher her. Im Verlag Technik Berlin wurde eine Riesenarbeit geleistet. Entstanden ist das Wörterbuch „Luft- und Raumfahrttechnik", herausgegeben vom Kandidaten der technischen Wissenschaften Grigor'evič Kotik. Auf aktuellstem Stand befindlich, bietet es 35 000 Wörter, betreffend Flugzeugbau, Raketenbau, Flugzeugmotoren, Raketentriebwerke, die Erforschung des kosmischen Raumes sowie die unmittelbar damit verbundenen wissenschaftlich-technischen Disziplinen. Jede Wortstelle wird in russisch, englisch und deutsch angeboten. Wer auf diesen Technik-Gebieten arbeitet oder studiert, wird das Nachschlagewerk sehr begrüßen. Es kostet 98,– Mark.

Von Wörtern zu Worten. Originelle Worte fand ein Amerikaner bei der Betrachtung seines Präsidenten: „Ein zweitklassiger Schauspieler spielt einen drittklassigen Präsidenten erstklassig." Ein hübsches Wortspiel. Doch stimmt es nicht. Mister Ronald Reagan spielt nicht den Präsidenten. Er ist der Präsident. Er verfügt über die ungeheure Macht, mit der das hohe Amt ihn ausstattet. Was ist das für ein Mann, dieser 40. Präsident der USA, der weder als Held geistlos-kitschiger Western noch als Gouverneur von Kalifornien Überragendes zu bieten vermochte? Wer hat ihn zum Präsidenten gemacht, wer sind die Hintermänner hinter der glitzernden Hollywood-Show der sogenannten Präsidentenwahlen, und was verlangten sie von ihrem Mann, nachdem er auf dem Präsidentensessel Platz genommen hatte? Welche Verflechtungen gibt es zwischen dem Weißen Haus und dem Militär-Industrie-Komplex, jenem harten Kern der aggressivsten Gruppierungen im Imperialismus? Wie kommt ausgerechnet Reagan mit seiner aberwitzigen Rüstungspolitik, seiner Gier nach Militarisierung auch noch des Kosmos, seinem krankhaften Haß auf die Sowjetunion und auf alles, was Menschheitsfortschritt bedeutet, auf den seltsamen Gedanken, er könne als „Friedenspräsident" in die Geschichte eingehen? In Nr. 72 der nl-konkret-Reihe, die man überhaupt nicht genug loben kann, legt der Verlag Neues Leben eine Arbeit von Hans Bergmann vor. Er nannte sie „Wanted: President". Untertitel: „Ronald Reagan und die Monopole – ein Fallbeispiel." Der Autor will keine komplette Biographie Reagans liefern, sondern vielmehr eine Studie der gegenwärtigen Machtverhältnisse in den USA. Die 4,30 M für diese Broschüre sind gut angelegt.

Worte können schon das Herz höher schlagen lassen, aber wenn man wie Heinrich Heine sagen kann: „Die Worte und die Küsse sind wunderbar vermischt", dann nähert man sich wohl langsam, aber sicher dem Gipfel der Glückseligkeit. Auch Hauptmann Günter Wilms sehnt sich nach Worten der Liebe und nach Zärtlichkeit. Der 27jährige Kompaniechef lebt allein im sogenannten Bullenkloster, sprich Ledigenheim. Bei seinem Waffenbruder Strischnow, mot. Schützenkommandeur im Regiment nebenan, lernt er die Lehrerin Swetlana kennen. Die Liebe tut ihr Wunderwerk: Der Ehrgeizling und Egoist Wilms, den keiner







recht mag, verwandelt sich in einen anderen Menschen. Das will was heißen. Denn Unterstellte wie Vorgesetzte sagen, bei diesem Kompaniechef zählen nur Ergebnisse, nur Zahlen, im Höchstfall vielleicht die Masse, die diese Zahlen erbracht hat, den einzelnen Soldaten aber sehe er nicht. Ein sturer Kopp, zerfressen von Ehrgeiz, so kannte man Hauptmann Wilms. Und da gibt es – außer der Liebe – noch ein schlimmes besonderes Vorkommnis. Während eines Transportes zur Übung mit den Waffenbrüdern erlaubt sich ein Soldat eine unerlaubte Entfernung von der Truppe. Und ausgerechnet der sonst so pedantische Wilms beschließt, den Vorfall nicht zu melden, ihn zu vertuschen. Ein interessanter Konflikt, um den Herbert Hakenbeck die Handlung seiner Erzählung „Der Fliederzweig" rankt. Man spürt, der Autor kennt die Armee und den Ton auf den Stuben. Er führt uns Armeeangehörige zweier befreundeter mot. Schützen-Regimenter vor, erzählt von erlebter Waffenbrüderschaft, vom Soldatsein und von dieser Liebe, der wir natürlich ein happy-end wünschen, so wie diesem neuen Buch aus dem Militärverlag der DDR recht viele Leser.

Worte auf die Goldwaage zu legen ist nicht immer klug, schon gar nicht, wenn sie dem Munde eines Hitzkopfes entspringen, der schnell mal den Säbel zieht. So einer nämlich war Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy, 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren, gezeugt von einem General. Der wünschte seinen herangewachsenen Stammhalter auch gestiefelt und goldbetreßt zu sehen und steckte ihn zwecks militärischer Karriere ins vornehme Postdamer Garderegiment Nr. 1. Doch nach fünfzehn Jahren in des Königs buntem Rock war der gute Franz noch immer nur Leutnant und leistete sich zudem das, was man dazumal ein wüstes Leben nannte. Er soff, machte Schulden, duellierte sich, wurde strafversetzt und zeigte keine Besserung. Rausgeschmissen wurde er indes nicht mal, als er einem Schneider, der lediglich Lohn für seine Arbeit forderte, stracks ein Ohr absäbelte. Als er endlich Preußens Truppen ade sagen durfte, war er dreiunddreißig und hatte noch sieben Jahre zu leben. Er verbrachte sie mit Schreiben. Im Eulenspiegel Verlag buddelte man Lesenswertes aus der Hinterlassenschaft des ungebärdigen Freiherrn aus. Zum Beispiel die Selbstunterhaltung während des Rekrutenexerzierens. Da kloppt er nun Griffe auf dem öden Ex-Platz, träumt von den schwellenden Küssen seiner Schönen, und jäh donnert die Stimme des Officiers ihm ans Ohr: „Kreuzdonnerwetter, was sind das für Griffe? Hat Er Knochen von Marzipan, Er langer Flegel?" Vielleicht habt Ihr Spaß an den satirischen Prosastückchen, die u. a. auch „Die sieben Leidensstationen eines Bräutigams auf dem Wege zum Traualtare" beschreiben, was zugleich der Buchtitel ist.

Eine Überraschung noch aus dem Eulenspiegel Verlag. Spricht man von Fjodor Dostojewski, dann von seinen großen Werken „Schuld und Sühne", „Die Brüder Karamasow" oder von seinen ergreifenden „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus". Wenn Thomas Mann diesen Schöpfer ernstester Literatur auch einen ganz großen Humoristen und einen brillanten Meister der Satire nannte, muß das neugierig machen. Eifersucht, Geschwätzigkeit, Prahlsucht, menschliche Schwächen bindet Dostojewski in drei köstliche Erzählungen ein. Das schön illustrierte Buch heißt „Das Krokodil", und da wird ganz schön zugebissen.

Ein Wort dem Sport. Die Olympia-Statistiken des Sport-Verlages haben viele Freunde, die natürlich alles komplett haben möchten. Nach dem Buch „Die Olympischen Spiele von 1896 bis 1980" gibt es nun „Die Olympischen Spiele 1984". Unsere Mannschaft startete bei den XV. Olympischen Winterspielen in Sarajevo, wo sie sich als erfolgreichste Ländervertretung erwies. Auch die wichtigsten statistischen Fakten der Spiele der XXIII. Olympiade von Los Angeles sind aufgenommen worden. An den Start, Sportsfreunde, wer schnell ist, erwischt das Buch vielleicht noch.

Und überhaupt: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehen." Gemeint ist, daß Ihr Euch ans Lesen machen sollt. Ihr findet gewiß das Passende; Ehrenwort.

Tschüß!

Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées

Franz Freiherr von Gaudy
Die sieben Leidensstationen eines Bräutigams auf dem Wege zum Traualtare
Satirische Prosa

Fjodor Dostojewski
Das Krokodil
Drei Erzählungen



Behutsam haben Unteroffizier Maiwald
und Soldat Zimmermann
das Bild an seinem Platz befestigt.
Der nun gobelingeschmückte kleine Saal
im neuerbauten Klubhaus der Unteroffiziersschule
„Paul Fröhlich“ in Schneeberg
ist Zusammenkünften besonderer Art vorbehalten:
Kommandeure möchten hier ihre Besten empfangen,
Literaten aus neuen Manuskripten lesen.
In diesen vier Wänden sollen Kammermusiken
ihre Liebhaber erfreuen,
Hochzeitspaare das Fest ihres Lebens
feiern dürfen ...

Unter ihrem Bild

Aus neuer Perspektive prüft die Meisterin das Werk ihrer Hände. Ihretwegen hätte der Teppich in jedem Winkel hängen dürfen, wenn er nur genug Tageslicht bekommt. Doch an dieser hellgetünchten Wand, im rechten Winkel zu einer breiten Fensterfront, hat er es gut. Ob sich wohl jene häßlichen Lagerfalten verlieren werden? Ach, hätte sie bloß ihr Bügeleisen mit ...

Das Bild hingegen ist geduldig, erntet erste, stille Aufmerksamkeit, dann sparsamen Zuspruch. Eine heimatlich vertraute Landschaft tue sich hier dem Betrachter auf; vom sie zuweilen verdunkelnden Regen bis hin zum Wald und Flur wärmenden Glanz der Sonne. Meint Major Günter Eckardt, der Hausherr. Gewiß könne einer nicht auf den ersten Blick alles entschlüsseln, viel jedoch bei längerem Verweilen. „Überlassen wir's doch jedem selbst“, schlägt Soldat Knut Zimmermann vor, Orchestermusiker von Beruf. Er findet, das Werk sei gelungen; freundlich, unaufdringlich im Spiel der Farben, geheimnisvoll im Aufbau der Strukturen. Und Unteroffizier Peter Maiwald, gelernter Fernmeldebaumonteur, entdeckt im Ensemble der baum- und schafwollenen Ketten und Schüsse des Gewebes die vier Jahreszeiten. „Ich könnte mir – versunken in meine erzgebirgische Heimat – ganz Eigenes vorstellen ...“

So haben die ersten vom Stammpersonal und ihr Kulturoffizier begonnen, Besitz zu ergreifen von einer jüngsten Arbeit der Traude-Maria Henschel.

Der dreißig Jahre nach ihr geborene Peter aus Schwarzenberg fragt die Künstlerin aus der benachbarten Gemeinde Raschau: „Wie kamen Sie auf dieses Thema?“

* * *

Sie war auf diesen Gegenstand nicht gekommen, der Auftraggeber hatte ihn ihr gestellt. Ihn anzunehmen fiel ihr nicht leicht, obgleich er längst in ihr lebt und sie unablässig reizt, dieser ihrer Sehnsucht nach einer

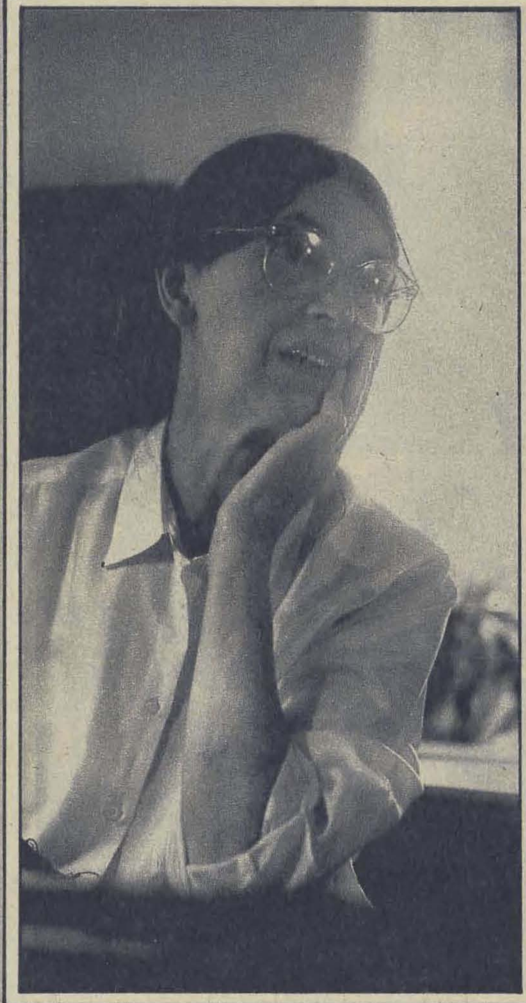


friedfertigen, harmonischen Welt vielgestaltig Ausdruck zu geben.

„Ein schönes Thema", sagt Traude-Maria Henschel. Doch sie hatte gezögert, als es um ihr Ja zum Auftrag an sich ging. Sollte sie, eine überzeugte Christin, die sich als Pazifistin versteht und der jeder Gedanke an Krieg schrecklich ist, etwa gar Kanonen weben? „Ich war skeptisch, Aber alles kam ganz anders. Und als eines Tages mein Neffe Hendryk reisefertig vor mir stand, um in Löbau einen Lehrgang für Offiziere auf Zeit zu besuchen, begann ich gerade mit dem Schneeberger Gobelin. Ach Hendryk, sagte ich, ich seufze wie du. Nun hab' ich vor meinen Augen eine Handarbeit mit sentimentalem Schuß – in einem Klubhaus für Soldaten. Den Auftrag dazu hab' ich aber angenommen, wie du den Deinen. Und ich muß ihn erfüllen, Hendryk, hab's versprochen. Du auch. Ja, ich weiß, das lastet auf einem ... Komm', mein Junge, denken wir beide an diesen Druck, unter dem wir wachsen werden." Nur unter solchem entwickle sich schließlich erst die Persönlichkeit des Menschen und sein Werk. Druck zwinge zu Konzentration der Gedanken und des Handelns.

Es ist ein Stück praktikabler Lebensphilosophie der Traude-Maria Henschel; dieser schlanken, hochgewachsenen Frau, die das täglich zwölf- bis vierzehnstündige unbequeme Sitzen im hölzernen Webgestell auch leicht gebeugt hat. „Man muß wirklich rammeln wie ein Tier", sagt sie. Wobei ihre nervigen Hände das einem Laien chaotisch anmutende Gewirr der Fäden und Knoten auf dem Flachwebstuhl scheinbar noch vergrößern. „Junge Leute können's vielleicht noch nicht mit solcher Ausdauer. Viel davon wird gebraucht. Und die Reife der Jahre macht's auch, denke ich. Lebenserfahrung ..." Und handwerkliche Meisterschaft!

Unumgängliche Ordnungsprinzipien bestimmen auch die Weberei: Quadrat und Rechteck



„Ich verarbeite vorzugsweise Baum- und Schafwolle. Baumwolle für die vertikale Kette, Schafwolle für den horizontalen Schuß."

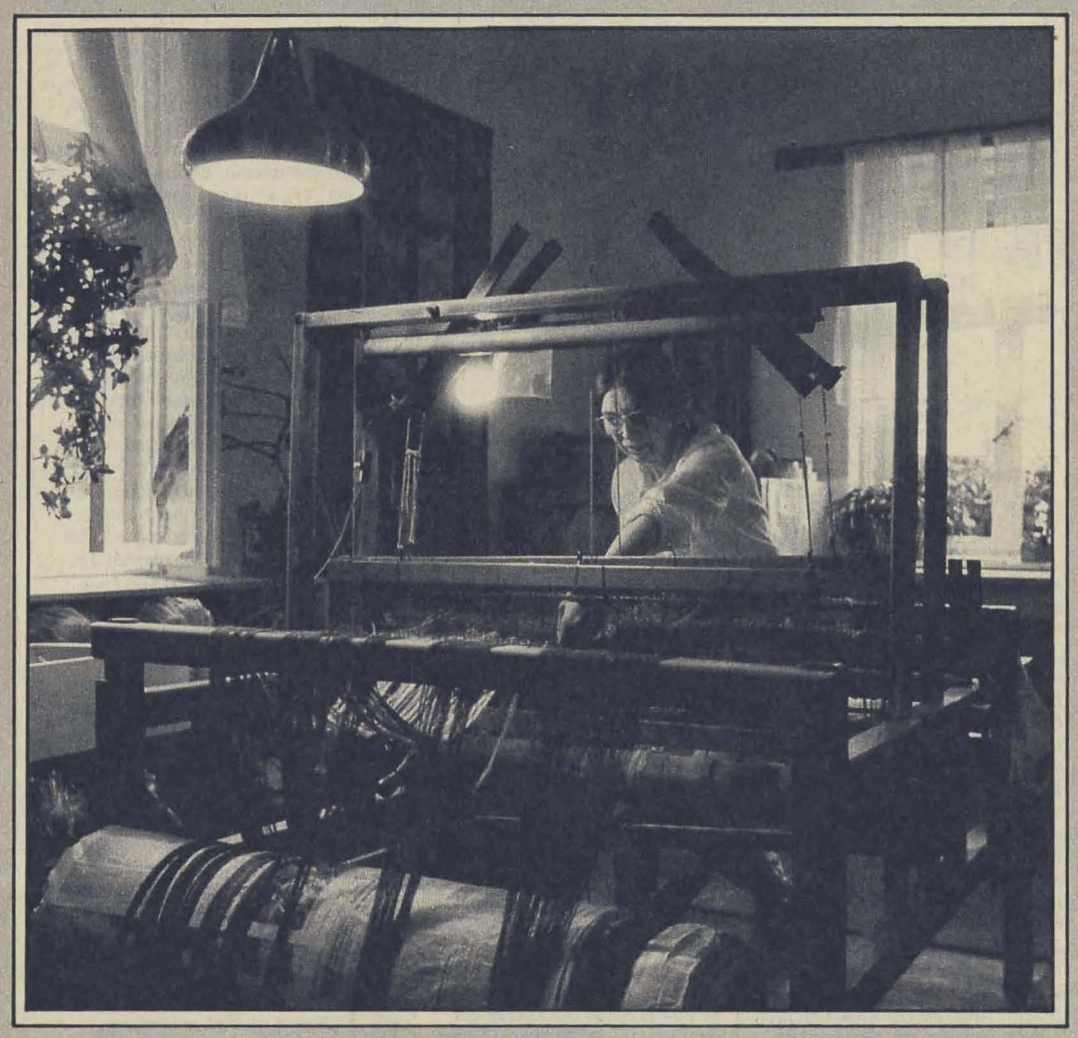


„Wolle ist für Hand und Auge empfindsam. Ich färbe sie selbst und absichtlich fleckig. Das erhöht die Spannung, den optischen Reiz."

bilden in ihren zahlreichen Abwandlungen typische Grundmuster. Schranken, die eine Weberin mit eingefärbten Kett- und Schußfäden, mit reicher Phantasie und hoher Fingerfertigkeit aufheben kann und muß. „Das hat mich bei diesem Bild viel Überwindung gekostet", gesteht Traude-Maria. „Denn es ging gegen meine Erfahrungen, gegen meine Gewohnheit, eine Arbeit mathematisch-architektonisch aufzubauen. Es war einfach nicht mein Stil."

Die Arbeit erleichtert hat ihr offenbar jene „große Neugier, was für technische Geheimnisse und Schönheiten in den Fäden verborgen sind und welcher Zufall sie finden hilft." Oder war es ihr produktives Verhältnis zum Schaffen Claude Monets, eines bis 1926 lebenden Vertreters des französischen Impressionismus in der Malerei? Er hatte vorzugsweise atmosphärische Veränderungen – zum Beispiel die Stimmung des Lichtes am Morgen, am Mittag und am Abend eines Tages – beobachtet und dennoch dieses formende Prinzip verfolgt: Raumtragende Flächen werden mit hellen, leuchtenden und weichen Farben zu festen Abschlußwänden der Bilder komponiert. Die Pläne rücken allmählich zu einer einzigen farbflimmernden Bildfläche zusammen – zu einem Landschaftsteppich. Ähnliches ist auf Traude-Marias Wandbehang erkennbar.

Und dies: „Während der Arbeit an ihm hab' ich unsere Soldaten in ihrem Alltag gedanklich begleitet. Daß sie nach jeder Übung doch gesund wieder nach Hause kommen möchten ... Ich bin immer tüchtig in

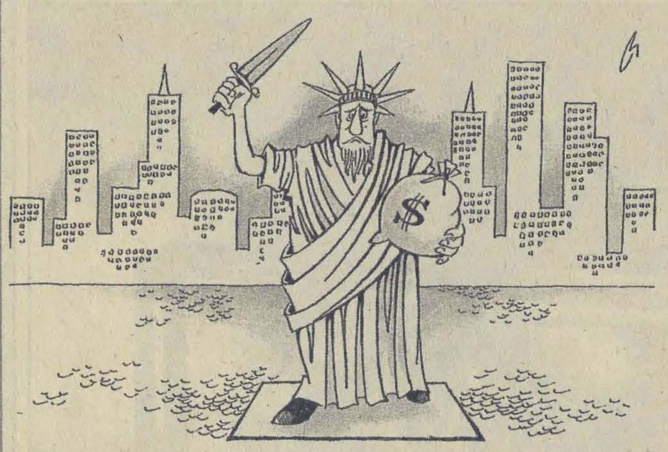


„So ein Wollteppich hat 'ne ganz andere Ausstrahlung als harter, synthetischer Stoff. Und dann noch handgewebt! Da werden die Unebenheiten sichtbar; ein solches Stück lebt, ist weich und gefügig im Gegensatz zum harten Faden, der kalt ist und seelenlos."

Sorge um die jungen Leute. Mir liegt's sehr am Herzen, daß sie nicht in einem Krieg verbluten müssen." Ganz bewußt sei es ihr deshalb in diesem Bild um friedliche Stimmung gegangen, um Gefühl, Empfindsamkeit für die Heimat, die zu hüten sich lohne. „Die Ästhetik stiller Standhaftigkeit eines Baumes in der Trauer des Regens wie im Aufbrechen der Wolken – ich habe versucht, solches in geringer Abstraktion, zugunsten schnelleren Erkennens und Begreifens zu gestalten." Ein Vorgehen vergleichbar jenem, das der Landschaftsmaler Alfred Sisley (1839–1899) in einem Brief zu empfehlen wußte: „Dem Kunstwerk Leben zu verleihen, gehört unbedingt zu den unumgänglichen Aufgaben eines wirklichen Künstlers. Alles muß dahin zielen: die Form, die Farbe, die Faktur (die Ausführung eines Kunstwerkes – d. A.). Die Empfindung des ausführenden Künstlers ist das Lebensspendende, und erst diese Empfindung löst die des Betrachters aus."

Auch in der Kunst des Handwebens. Und in ihr habe sie etwas gefunden, meint Traude-Maria Henschel, das sie und ihr Dasein gänzlich ausfülle. „Die Weberei ist wohl mein größtes Erlebnis, mein Lebenswerk. Und jedes Stück davon hab' ich ins Herz geschlossen wie eine Mutter ihre Kinder. Sich von ihnen zu trennen, fällt schwer. Aber das Leben selbst verlangt's. Und letztenendes werden viele ihre Freude daran haben, das ist mein Trost."

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer



„Freiheits"-Party auf amerikanisch

Hollywood regiert auch im Weißen Haus. Eine absurde Behauptung? Wir werden sehen. Die Reagan-Regierung veranstaltete nämlich am 4. Juli 1986 „die teuerste Party der Welt". Grund für diese Hollywood-Schau der Superlative? Die „Freiheits"-Statue in New York wurde an diesem Tag hundert Jahre alt.
Vor allem in jüngster Zeit hatte sie argen Rost angesetzt, so daß sie für die Superschau auch super aussehen mußte. So wurde sie über einen längeren Zeitraum wieder auf Vordermann gebracht: 230 Millionen Dollar betrugen die Kosten. Der überwiegende Teil wurde durch Spenden aufgebracht. Auch allerlei Kitsch ist produziert worden, um die „patriotischen" Gefühle der US-Amerikaner wiederzuerwecken – und um Geld zu machen. Das fehlte nämlich. Kein Wunder, angesichts der wahnwitzigen Rüstungsausgaben und des darauf beruhenden immensen Haushaltdefizits. Aber die Superschau mußte gewaltig werden, schließlich ist nicht nur an der Statue so mancher häßliche Fleck sichtbar geworden, sondern auch an dem Staat, dessen „Freiheit" sie allen Neuankömmlingen sichtbar vorzeigen soll.
Einstmals war sie wirkliches Sinnbild der Freiheit. Liberale Kräfte aus Frankreich, vor allem Intellektuelle, die mit der Herrschaft von Napoleon III. unzufrieden waren, wollten mit einer Huldigung der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung die finsteren Zustände im eigenen Land kritisieren. Deshalb machten sie die Figur den USA zum Geschenk. Im Juli 1886 stand sie dann, zusammengefügt aus 500000 über den Atlantik transportierten Einzelteilen, im New Yorker Hafen, und im Oktober wurde sie von Präsident Cleveland eingeweiht. 1924 zum Nationaldenkmal erklärt, ist sie mittlerweile wohl das Symbol in den USA geworden, das die Kluft zwischen „Freiheits"-Anspruch und Unterdrückungs-Wirklichkeit am sichtbarsten werden läßt.
Reagans 30-Millionen-Dollar-Party sollte durch ihren Glanz dem „Freiheits"-Image der USA neuen Glanz verleihen. 60000 Boote und Schiffe bildeten die Kulisse auf dem Wasser, 4000 illustre Ehrengäste an Land oder an Bord applaudierten. Vorausgesetzt, sie hatten 10000 Dollar für ihre Eintrittskarte bezahlt. Freiheit hat eben ihren Preis. Höhepunkt war eine Flottenparade von 21 großen Segel- und 35 Kriegsschiffen, die der USA-Präsident sinnigerweise auf einem Schiff abnahm, das Symbol der US-amerikanischen Droh- und Gewaltpolitik ist: dem Schlachtschiff „Iowa". Unter den vorbeiparadierenden Einheiten das BRD-Schulschiff „Deutschland" und die Fregatte „Braunschweig" – und das chilenische Schulschiff „Esmeralda". Nach dem faschistischen Putsch war es ein „Folterschiff". In New York fuhr es im ausgewählten Ehrenkonvoi. „Freiheits"-Party auf amerikanisch. R.R.

AR International

● **In der USA-Kriegsmarine** und im Marinekorps gab es 1985 mindestens 73 außerordentlich ernste Vorkommnisse, die vom Pentagon als „Typ A" (Katastrophen, die Menschenleben forderten und große Sachschäden verursachten) klassifiziert wurden. AP berichtete, daß dabei 82 Menschen ums Leben gekommen sind. Über die USA-Luftstreitkräfte hingegen seien keine Informationen gegeben worden, da sich die Lage „einigermaßen gebessert" hätte. Einen noch schnelleren Anstieg würde die 1986er Unfallstatistik verzeichnen. Bereits in den ersten fünf Monaten seien 44 Flugzeuge und Hubschrauber betroffen gewesen und 32 Menschen ums Leben gekommen. Die meisten Havarien hätten sich mit den Flugzeugtypen F 4 Phantom, F 14 Tomcat und F 15 Eagle ereignet.

● **Die USA** stellten am 27. November 1986 auf dem Luftwaffenstützpunkt Carswell (USA-Bundesstaat Texas) den 131. mit Cruise Missiles ausgerüsteten B-52-Bomber in Dienst. Damit brachen die USA die im SALT-II-Vertrag festgelegte Obergrenze der strategischen Rüstungen und verletzten diesen wichtigen Vertrag, der als ein Schlüsselelement des Rüstungsbegrenzungs- und Abrüstungsprozesses gilt. 1972 war er nach siebenjährigen intensiven Verhandlungen unterzeichnet worden. Allerdings hatten die USA diesen Vertrag nie ratifiziert, sich aber bisher an seine Bestimmungen gehalten. Wie ein Sprecher des Pentagon weiter mitteilte, soll der nächste Bomber dieses Typs mit entsprechender Bewaffnung in den nächsten Wochen folgen. In politischen Kreisen Washingtons wurde darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Reagan-Administration mit ihrem Vorgehen nicht nur über zahlreiche Warnungen hinweggesetzt habe, sondern damit auch einen „historischen Fehler" begehe, der auf einer „langfristig ernsten Fehleinschätzung" beruhe.

● **Die Luftlandetruppe** der Bundeswehr pflegt Nazi-Traditionen. Das geht aus einem Bericht der Springer-Zeitung „Welt am Sonntag" hervor, den diese zum 30. Jahrestag der Luftlande- und Lufttransportschule der Bundeswehr

veröffentlichte. Im „Bund deutscher Fallschirmjäger" betreiben in der BRD rund 6000 aktive Soldaten, Reservisten sowie ehemalige Angehörige der faschistischen Luftlandetruppen militaristische und revanchistische Propaganda. Vorsitzender dieser Vereinigung ist ein gewisser Rudolf Witzig, unter dessen Kommando am 10. Mai 1940 ein Kommandounternehmen gegen das belgische Fort Eben Emael erfolgte.

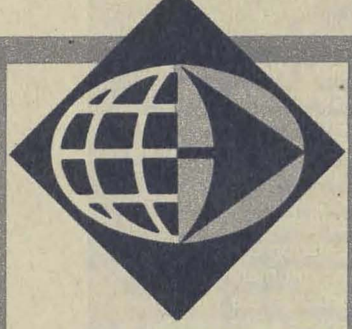
● **Noch nicht beendet** sei das „dunkelste Kapitel" der westdeutschen und Westberliner Justizgeschichte mit der Einstellung der Verfahren gegen Richter des faschistischen „Volksgerichtshofes" durch die Westberliner Staatsanwaltschaft. Das erklärte Robert W. Kempner, stellvertretender USA-Hauptankläger bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, im „Tagesspiegel". Er verweist darauf, daß lediglich gegen zwei der 564 Richter und Staatsanwälte, „die bei diesem Mordinstrument Hitlers mit seinen über 5000 Todesurteilen, ihr ‚Handwerk' ausübten", Anklage erhoben worden sei. Dagegen würden fast alle ehemaligen „Volksrichter" beziehungsweise deren Witwen erhebliche Pensionen beziehen; viele sogar Höchstpension. Den Jugendlichen und Studenten in der BRD müsse klargemacht werden, „daß der justitionelle Mord nichts mit Recht und Gerechtigkeit zu tun hat" und welche Fehler nach 1945 in diesem Land bei der Strafverfolgung begangen worden seien.

● **Gelobt** hat der USA-Botschafter in der BRD, Burt, „die Leistungen der Bundesrepublik" für den imperialistischen Militärpakt. In einem am 12. August veröffentlichten Leserbrief im „Wall Street Journal" erklärte der USA-Politiker, die BRD sei „der stärkste und wichtigste europäische Verbündete der USA und leiste den überaus größten Beitrag für die NATO in Westeuropa". In keinem westeuropäischen Land gebe es eine höhere Dichte militärischer Einrichtungen. Die Luftwaffen der NATO-Staaten würden jährlich über eine halbe Million Einsätze fliegen, viele davon im Überschall- und Tiefflugbereich. Mit 5000 Manövern im Jahr fänden in der BRD die meisten militärischen Übungen in Westeuropa statt.

● **Südafrika** sei der wichtigste Handelspartner der BRD auf dem afrikanischen Kontinent, stellte unlängst die BRD-Zeitung „Die Welt" fest. Vor allem im Rohstoffhandel hätte der Rassistenstaat eine führende Stellung: 1985 sei er bei Mangan, Chrom und Kobalt der wichtigste Lieferant der BRD gewesen. Und: „Auch als Abnehmerland hat Südafrika für den (west-)deutschen Export die größte Bedeutung auf dem Kontinent. Im vergangenen Jahr kaufte es Waren im Wert von rund fünf Milliarden DM."



Soldaten der 30. Mechanisierten Brigade, die nach Beendigung des NATO-Manövers „Display Determination" – es fand auf dem Territorium der BRD statt – angetreten waren, trugen schon den neuen USA-Stahlhelm. Dieser aus Kevlar, einem widerstandsfähigen Kunststoff, gefertigte Helm sei westlichen Presseberichten zufolge stark an den faschistischen Stahlhelm angelehnt.



In einem Satz

Die Modernisierung von USA-Kernwaffen in Griechenland ist von der griechischen Regierung verweigert worden, teilte ein Sprecher mit, der gleichzeitig deutlich machte, daß die Menge der im Land stationierten USA-Kernwaffen bereits „einschneidend reduziert worden ist".

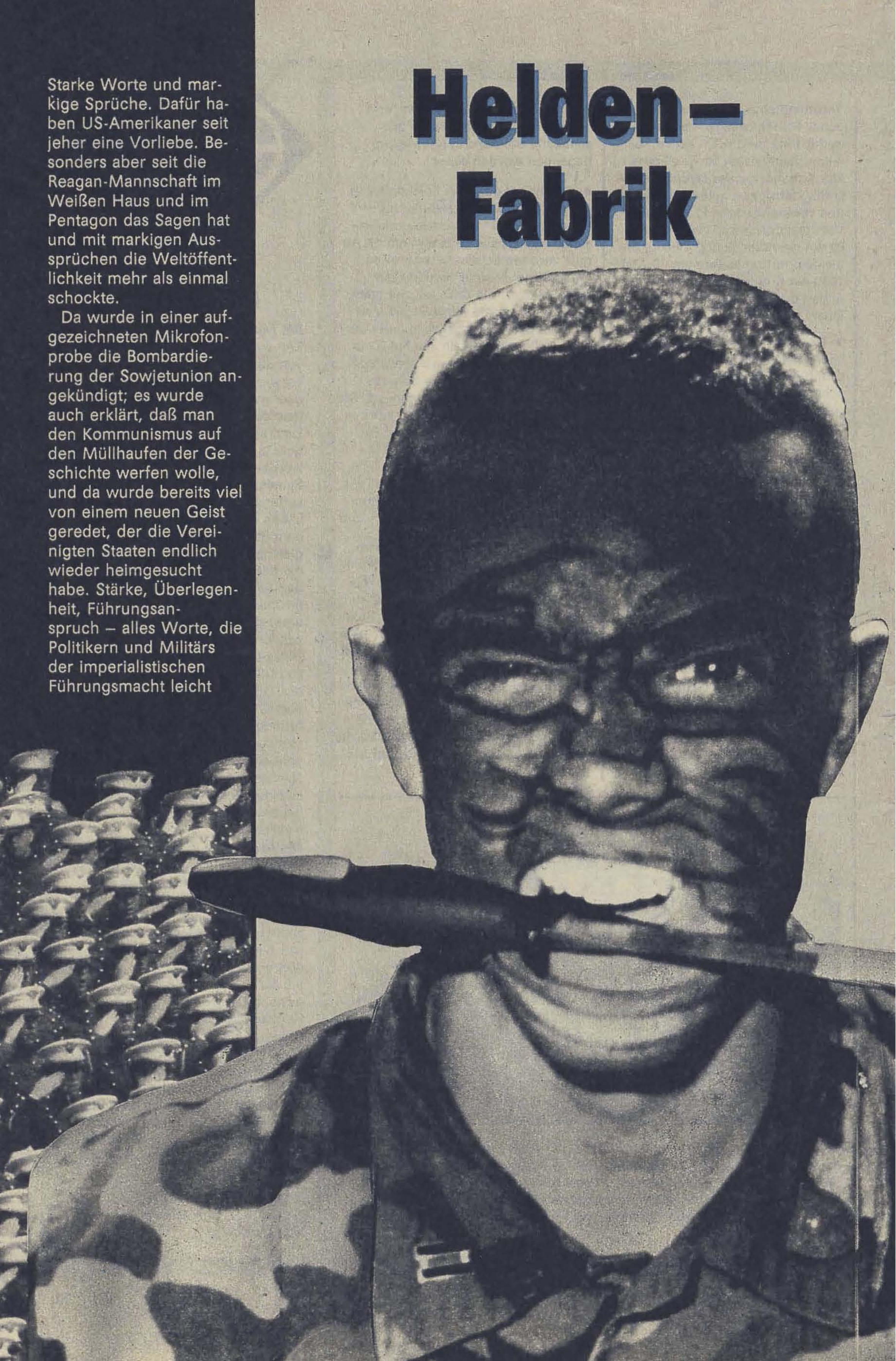
Spanien stehe nach Aussagen des Luftwaffengenerals Salas Larrazabal an der Atomschwelle – mit dem Bau eigener Kernwaffen; im gleichen Zusammenhang erklärte die BRD-Nachrichtenagentur DPA, daß Spanien zwar den Atomwaffensperrvertrag bislang noch nicht unterschrieben habe, aber immer wieder betone, ein atomwaffenfreies Land bleiben zu wollen.

Die USA haben Neuseeland von der Teilnahme am Manöver „Rimpac 86" ausgeschlossen und begründeten diesen Ausschluß mit „fortdauernden Meinungsverschiedenheiten über die Weigerung Neuseelands, mit Atomwaffen bestückten Schiffen den Zugang zu neuseeländischen Häfen zu verwehren".

Die Armenzahl in Großbritannien ist seit dem Amtsantritt der konservativen Thatcher-Regierung nach westlichen Pressemeldungen „drastisch angestiegen"; aus diesbezüglichen Statistiken geht hervor, daß die Zahl der als arm geltenden britischen Staatsbürger von 5,9 Millionen auf 8,8 Millionen angewachsen sei.

Hochkonjunktur haben nach Aussagen von BRD-Massenmedien die Gerichtsvollzieher in diesem Land, da schätzungsweise fünf Millionen BRD-Haushalte jeweils mehr als 10000 DM Schulden hätten und viele davon aufgrund der Massenarbeitslosigkeit nicht mehr in der Lage wären, regelmäßig die Kredite zurückzuzahlen.

Redaktion: Rainer Ruthe
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv



Helden-Fabrik

Starke Worte und markige Sprüche. Dafür haben US-Amerikaner seit jeher eine Vorliebe. Besonders aber seit die Reagan-Mannschaft im Weißen Haus und im Pentagon das Sagen hat und mit markigen Aussprüchen die Weltöffentlichkeit mehr als einmal schockte.

Da wurde in einer aufgezeichneten Mikrofonprobe die Bombardierung der Sowjetunion angekündigt; es wurde auch erklärt, daß man den Kommunismus auf den Müllhaufen der Geschichte werfen wolle, und da wurde bereits viel von einem neuen Geist geredet, der die Vereinigten Staaten endlich wieder heimgesucht habe. Stärke, Überlegenheit, Führungsanspruch – alles Worte, die Politikern und Militärs der imperialistischen Führungsmacht leicht

und locker über die Lippen gehen.

In jüngster Zeit macht in Washington ein weiteres Wort die Runde. Nach Grenada, nach Libanon, nach Tripolis fällt immer öfter der Begriff Helden. Denn für die Monopolvertreter in Nadelstreifenanzug und Uniform wäre es „wichtig, zu wissen, noch immer zu den Gewinnern in dieser Welt zu zählen, noch immer – wie Reagan gern betont – ein ‚Volk voller Helden' zu sein. Denn diese Nation, die mehr als andere nach Vorbildern und Siegertypen lechzt, braucht die ständige Versicherung, daß es ihr besser als anderswo auf diesem Planeten gelingt, den Stoff zu produzieren, aus dem Helden sind". So versuchte unlängst die BRD-Illustrierte „Stern" 4/86, in die Psyche US-amerikanischer Politiker und Militärs einzudringen.

Ein Ort in den USA, an dem der Begriff Helden allgegenwärtig ist, liegt etwa 60 Meilen nördlich von New York, am westlichsten Punkt des Hudson-River: West Point. Dort befindet sich die Militärakademie der USA-Streitkräfte. 1802 gegründet, wird an ihr seitdem der Führungsnachwuchs für die Streitmacht des Monopolkapitals ausgebildet.

Doch halt, Militärakademie? Dieser Name fällt selten an diesem Ort, denn West Point ist nach dem Selbstverständnis derer, die dort Kommandeure für die USA-Streitkräfte heranbilden, keine einfache Lehranstalt, sondern – eine Heldenfabrik!

Unzählige Westernfilme haben bereits in der Vergangenheit dazu beigetragen, ein ebenso verlogenes wie realitätsfremdes Bild der West-Point-Absolventen aufzubauen. Denn wo tatsächlich haben sie sich als „Helden" erwiesen? Bei der Vertreibung und Ausrottung der nordamerikanischen Indianer, beim Eroberungskrieg der USA gegen Mexiko im Jahre 1846 bis hin zur Aggression gegen das vietnamesische Volk. Die USA-Generale Lee, Pershing, Patton und McArthur, die USA-Präsidenten Davis, Grant und Eisenhower sind Produkte dieser Heldenfabrik. Ihre Taten: Aggression, Krieg, Konfrontation.

Um Begründungen solchen Tuns ist man ebensowenig verlegen wie um starke Worte. „Wenn es denn einen Gott gibt und er Christ und Amerikaner ist", schrieb einmal ein West-Point-Absolvent, „dann residiert er ganz gewiß an diesem Ort". Auch eine Art geistiger Selbstdarstellung. Sie soll Nachkömmlingen jener „Helden" eingeimpft werden. Keineswegs zufällig händigte USA-Präsident Reagan im Mai 1981 höchstpersönlich den Kadetten der Abschlußklasse das Offizierspatent aus und nannte sie das „Bollwerk, das die Kräfte des Bösen zurückdrängt". Das war nur wenige Monate nach seiner Amtsübernahme und sollte antikommunistische Zeichen setzen.

Wer sind jene, die „das Böse zurückdrängen", sprich: versuchen sollen, den gesellschaftlichen Fortschritt aufzuhalten? Das antikommunistische Auswahlprinzip ist bewußt auf eine elitäre Grundhaltung ausgerichtet. Wer in West Point angenommen wird, der soll sich zu den von Gott auserwählten Führungskräften rechnen, zur kommenden Machtelite



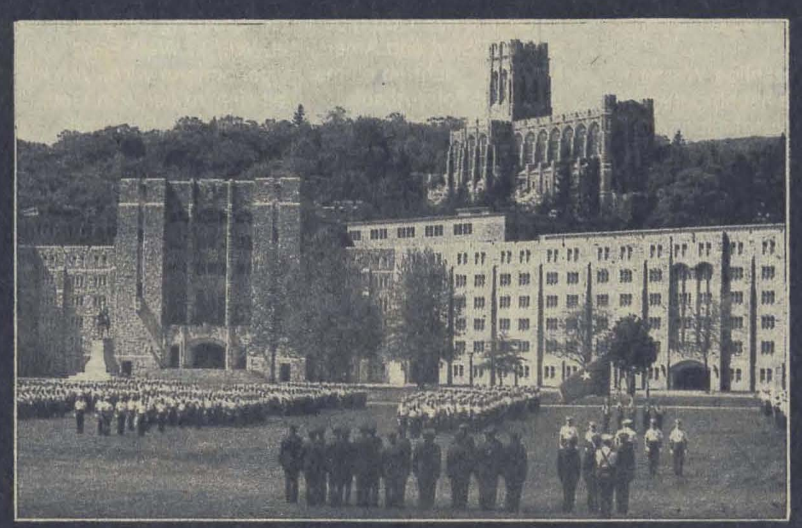
des Landes. Wer zwischen 17 und 22 Jahre alt ist, zu den Klassenbesten gehört und vor allem die Empfehlung eines Kongreßmitgliedes in Washington besitzt, der kann sich Chancen ausrechnen, zum „Helden" gemacht zu werden. Das System der Empfehlung sichert von vornherein, daß nur diejenigen nach West Point kommen, die später auch wirklich in die militaristischen Fußstapfen der „Helden" vor ihnen treten. Jeder Senator und der Vizepräsident können fünf Kadetten nominieren. Eine Ausnahme bilden lediglich hochausgezeichnete Militärs oder Kriegsveteranen – beispielsweise aus dem Aggressionskrieg der USA gegen Vietnam –, die einen Sohn oder eine Tochter direkt in West Point anmelden können. Seit Juli 1976 werden auch Frauen in dieser „Heldenfabrik" gedrillt.

1 450 Kadetten fangen pro Jahr ihre Ausbildung in West Point an, wo – wie es in einer Werbebroschüre heißt – aus zivilem Rohmaterial, aus ungeschliffener Jugend der „beste Offizier für die beste Armee der Welt" geformt werde. Wie gesagt, US-Amerikaner haben eine Vorliebe für markige Sprüche ...

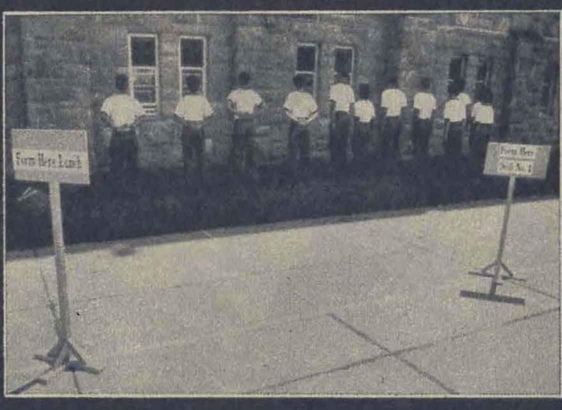
Der „Helden"-Weg ist bezeichnend. Damit die Kadetten ebenso skrupellos und rigoros wie ihre Vorgänger überall dort menschenfeindliche Monopolinteressen durchsetzen helfen, wohin sie ausgesandt werden, werden sie geschunden, gescheucht, gedemütigt, gebrochen. „Denn, so die Anstaltsphilosophie, das zivile Individuum muß erst auf Null gebracht und auseinandergenommen werden, bevor es aus den übriggebliebenen Einzelteilen wieder zusammengebaut werden kann", enthüllte die bereits zitierte BRD-Illustrierte den Mechanismus der „Heldenproduktion". So müssen sich beispielsweise die Neuen in vorgeschriebener Eilgeschwindigkeit – 180 Schritt pro Minute – immer an der Wand entlang bewegen, dürfen nur nach einem strengen Ritual Mahlzeiten zu sich nehmen und im ersten Jahr nicht Radio hören oder fernsehen. Das Ausgeklügelte dieser quasi menschlichen Demontage besteht darin, daß „ihre Peiniger nicht die höheren Dienstgrade aus dem West-Point-Stab, sondern die eigenen Kameraden aus den höheren Semestern" sind. Denn „mit diabolischer Freude greifen sie im Verlauf ihrer ersten Machtausübung auf jene verbalen Demütigungen zurück, denen sie als Plebs vor gar nicht langer Zeit selber ausgesetzt waren", erläuterte ein westlicher Reporter; der West Point besuchte, dieses Ausbildungssystem.

Das widerspricht in den Augen der Ausbilder überhaupt nicht dem strengen „Ehrenkodex", der die Kadetten verpflichtet, „nicht zu lügen, zu stehlen oder zu betrügen und diese Verfehlungen auch bei anderen nicht zu tolerieren". Wer dagegen verstößt, kommt zu nächtlicher Stunde in sogenannten Schwursitzungen vor Kadettengerichte – und hat seine „Helden"-Laufbahn verspielt.

So der angeblich eherne Grundsatz. Doch



Symbol elitären Selbstverständnisses: die wuchtig über Kasernenblöcke und Exerzierfeld ragende protestantische „Kathedrale der Armee", da Gott an diesem Ort residiere, wie es einmal ein West-Point-Absolvent formuliert hat.



Teil der menschlichen Demontage: Mit dem Gesicht zur Wand harren Kadetten der nächsten Kommandos, denn beim Antreten zum Mittagessen haben sie nicht stramm genug in der Reihe gestanden. Jetzt verbüßen sie Strafminuten.

Wort und Tat sind bei den aggressivsten Kräften des Monopolkapitals – ob nun in Uniform oder im Anzug – meistens Dinge gewesen, die nicht zusammengehören. Diese Tatsache belegte vor einiger Zeit das USA-Nachrichtenmagazin „Time" auf seine Weise, indem es schrieb: „Jene Kadetten, die gegen den Kodex verstießen, indem sie bei einem relativ unbedeutenden Examen betrogen, wußten, daß West-Point-Absolventen in Vietnam ohne weiteres zu lügen bereit gewesen waren: Sie fälschten die Verlustzahlen des Gegners, verheimlichten die Bombardierung Kambodschas, vertuschten das Massaker von My Lai."

Lügen, fälschen, verheimlichen – Nebensächlichkeiten in den Augen der Herrschenden. Töten, erobern, einschüchtern, das sind in ihren Augen entscheidende Kriterien. Wenn es ins militärische Bild paßt, werden sogar Niederlagen nachträglich in Siege umgemünzt. So erhielten die „Helden" von Vietnam rund zehn Jahre nach ihrer schmählichen Niederlage eine Ersatz-Siegesparade auf der New Yorker 5th Avenue, wo sie mit Hunderten Tonnen Konfetti „reingewaschen" wurden. Getreu dem Reaganschen Gedanken, daß die USA „Helden" brauchen, um neue zu produzieren.

Apropos verlorene Siege. Die kennen Kadetten in West Point zur Genüge. Jeder dritte dort lernt Deutsch, um unter anderem „die Wehrmachts-Tagebücher im Original lesen zu können", wie es heißt. Denn in der militärischen USA-Fachliteratur – auch in West Point – gelten die anfänglichen Blitzsiege der deutschen Faschisten „als taktisch-strategische Meisterleistungen", und von der „überlegenen Kampfmoral und Beweglichkeit" der faschistischen Wehrmacht werde laut Augenzeugenberichten an dieser „Heldenfabrik" nachgerade geschwärmt. Die Kadetteneskorte, so der „Stern"-Reporter, „macht keinen Hehl daraus, daß es ihr ein Vergnügen bereitet, Herren aus Deutschland zu begleiten, jenem Land, in dem das Kriegshandwerk einst zur besonderen Perfektion gekommen war: ‚Zweimal hat es fast die ganze Welt gebraucht, um euch niederzuringen!' Alle Achtung also für die Nachkommen der Richthofens und Rommels." Offenkundig fühlte sich auch der Reporter als solcher ...

Es geht halt letztlich nur um eines: Heranbildung willfähriger und skrupelloser Werkzeuge für die expansiven Macht- und Profitinteressen der Monopole – und gegen den gesellschaftlichen Fortschritt. Der ganze, künstlich aufgebaute elitäre Helden-Mythos soll diese Wahrheit verdecken.

Auch zukünftig werden West-Point-Absolventen den „Ehrenkodex" verletzen. Schon von Berufs wegen werden sie lügen, fälschen, verheimlichen. Denn 57 Chefredakteure namhafter USA-Zeitungen sind West-Point-Absolventen. Und die sorgen schon dafür, daß der künstlich aufgebaute Nimbus erhalten bleibt und nichts von der Wahrheit ans Tageslicht kommt. Denn sie würde die Fratze der lässig lächelnden „Helden" offenbaren ...

Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv
Repros aus „Stern"



„Kampfgebiet Europa": Sozusagen wirklichkeitsnah erfolgt der Taktikunterricht am maßstabgerechten Modell der Fulda-Senke nahe der Staatsgrenze zur DDR.



Psychischer Streß eingeplant: Wer beim Hantieren mit Übungshandgranaten oder -minen in die Luft gesprengt worden wäre, bekommt ein symbolisches Grab.

Pohls Prüfung

Erzählung von Reiner Bonack

Nun war es soweit. Pohl mußte aus der Gruppe heraustreten, die wenigen Schritte gehen und jene unbekannte Erfahrung machen, vor der ihn die Furcht zögern ließ.
„Soldat Pohl, beziehen Sie Stellung!" wiederholte der Zugführer seinen Befehl.
Der Soldat setzte sich in Bewegung. Seine Stiefel sanken sohlentief in den hellen, stocktrockenen Sand des Übungsgeländes. Er spürte, wie sich alle Blicke auf ihn richteten und zwang sich, forsch und sicher auszuschreiten. Du darfst dir keine Blöße geben, ermutigte er sich lautlos. Die anderen vor dir gingen doch auch, als ob sie diese wenigen Meter schon oft zurückgelegt hätten. Waren sie furchtloser als er, oder hatten sie sich ebenfalls zu einer betont gelassenen Haltung zwingen müssen? Pohl war sich nicht sicher. Er kletterte in das mit Betonringen befestigte Schützenloch und brachte die Maschinenpistole in Anschlag.
Noch war Stille. Die Luft flirrte vor Hitze. Der ferne Waldstreifen am Ende des Platzes wirkte verschwommen.
Kiefern, dachte der Soldat, und seine Gedanken hasteten sekundenlang in die Vergangenheit zurück. Immer hatte er Wälder gemocht. Manchmal glaubte er, daß auch jetzt noch ein Teil seiner Kindheit in ihnen zu finden wäre, einer Kindheit aus sommerlangen Streifzügen, Baumhöhlen und nachgespielten Buchabenteuern. Später war es ihm nicht schwergefallen, seinen Beruf zu finden. Etwas mit Bäumen, sagte er zu dem überfreundlichen Mann, der ihn beraten sollte und zunächst langwierig erklärte, welche besonderen Notwendigkeiten in ihrem Territorium bestünden. Nur keine Werkhalle, wehrte sich Norbert Pohl. Er dachte an die Besuche im Betrieb seines Vaters, der täglich nur das verblichene Grün seiner Maschine und die staubblinden Fenster der Halle vor Augen



hatte. Nun, dann eben Forstwirtschaft, stellte der Mann etwas enttäuscht fest.
In der ersten Zeit hatte es Norbert weh getan, mit der schweren Motorsäge Tag für Tag Dutzende Bäume zu fällen. Es war, als schrien sie unter seinen Händen auf. Aber er wußte bald, daß diese Aussonderung von Posthörnern, wie sie die verwachsenen Stämme nannten, unumgänglich war, weil sonst in den Jungbeständen kein Platz mehr zum Wachsen bliebe. Also nötige Arbeit an liebgewordenen Orten, auch wenn Fröste auf der Haut brannten und sommers das Atmen zwischen den Stämmen schweißtreibende Anstrengung bedeutete.



Nun war er also Soldat, Kumpel zwar, wie die Genossen seiner Gruppe sagten, aber immerhin auch etwas wunderlich, denn wie kann sich einer auf Märsche und tagelange Übungen freun? Das heißt doch vor allem: kein Ausgang, viel Schweiß und ungeregelte Dienstzeit.
Pohls Gedanken wurden durch ein abrupt einsetzendes Dröhnen unterbrochen. Er zuckte zusammen und starrte seitlich in Richtung der Giebelwand, wo sie am Vortag den Häuserkampf geübt hatten. Das Rohr des Panzers stand augenblicklang wie ein Strich, der Erde und Himmel teilte. Dann ruckte der T-55 erneut an, fuhr einige Meter und bog in die Fahrspur ein, in deren Mitte sich zwei Steinwürfe von ihm entfernt der Soldat befand. Pohl sah den Koloß näher und näher kommen. Sein Vibrieren schien sich auf den Körper des Soldaten zu übertragen. Kettengerassel und laute Motorgeräusche drohten, den Kopf zu zersprengen. Das Schützenloch kam Pohl jetzt wie eine mit der Fußspitze ausgescharrte flache Vertiefung vor, ähnlich der, in die man vor Zeiten Murmeln gerollt hatte, und die ohne Mühe mit der Schuhsohle zertreten werden konnten.
Plötzlich, der Panzer war nur noch ein gutes Dutzend Meter vor ihm, sah Pohl den rostbraunen, stellenweise mit Moos bewachsenen langgestreckten Mantel des Geschosses.
„Warum", schrie er, „warum das alles?"
Doch seine Stimme ging im immer mehr anschwellenden Lärm unter...

* * *

Der Kahn lag im Schilf, war alt und morsch und wirkte vergessen. Wie lange hatten die Jungen auf eine solche Gelegenheit gehofft. Der lange Harald stieg als erster ein. „Komm", rief er Norbert zu, „na komm doch, sei kein Frosch!"
„Der macht keine zehn Meter", gab Norbert zu bedenken. Er trat mit dem Fuß gegen die Bordwand. Das Holz knarrte. „Hörst du?"
Harald zog ein brüchiges Ruder unter dem Sitz hervor. „Sieh mal. Nun mach schon. Oder warst du schon einmal im Land hinterm Fluß?"
„Das nicht", sagte Norbert und kletterte vorsichtig über die Bordwand. Schon lange träumte er davon, in den dunkel und unberührt wirkenden Wald am anderen Ufer einzudringen. Seine Phantasie gaukelte ihm verwachsene Pfade vor, die vielleicht zu geheimnisvollen Orten führten, an denen vor langer Zeit vergrabene Schätze zu finden seien. Und einen Schatz wollte Norbert unbedingt entdecken. Er malte sich den Neid in den Gesichtern der Jungen aus, wenn er in die Siedlung käme und verkündete, er habe nun endlich den großen Fund gemacht. Dann würde ihm auch der große Bruder keinen Vogel mehr zeigen und anerkennen, daß eben erst ein richtiger Entdecker kommen müsse, um auch hier, wo es angeblich nie Piraten gegeben habe, fündig zu sein.
Harald stieß das Ruder in die Schlammschicht und drückte das Boot Zentimeter um Zentimeter vom Ufer weg.
Norbert war noch immer mit seinen eigenen Gedan-

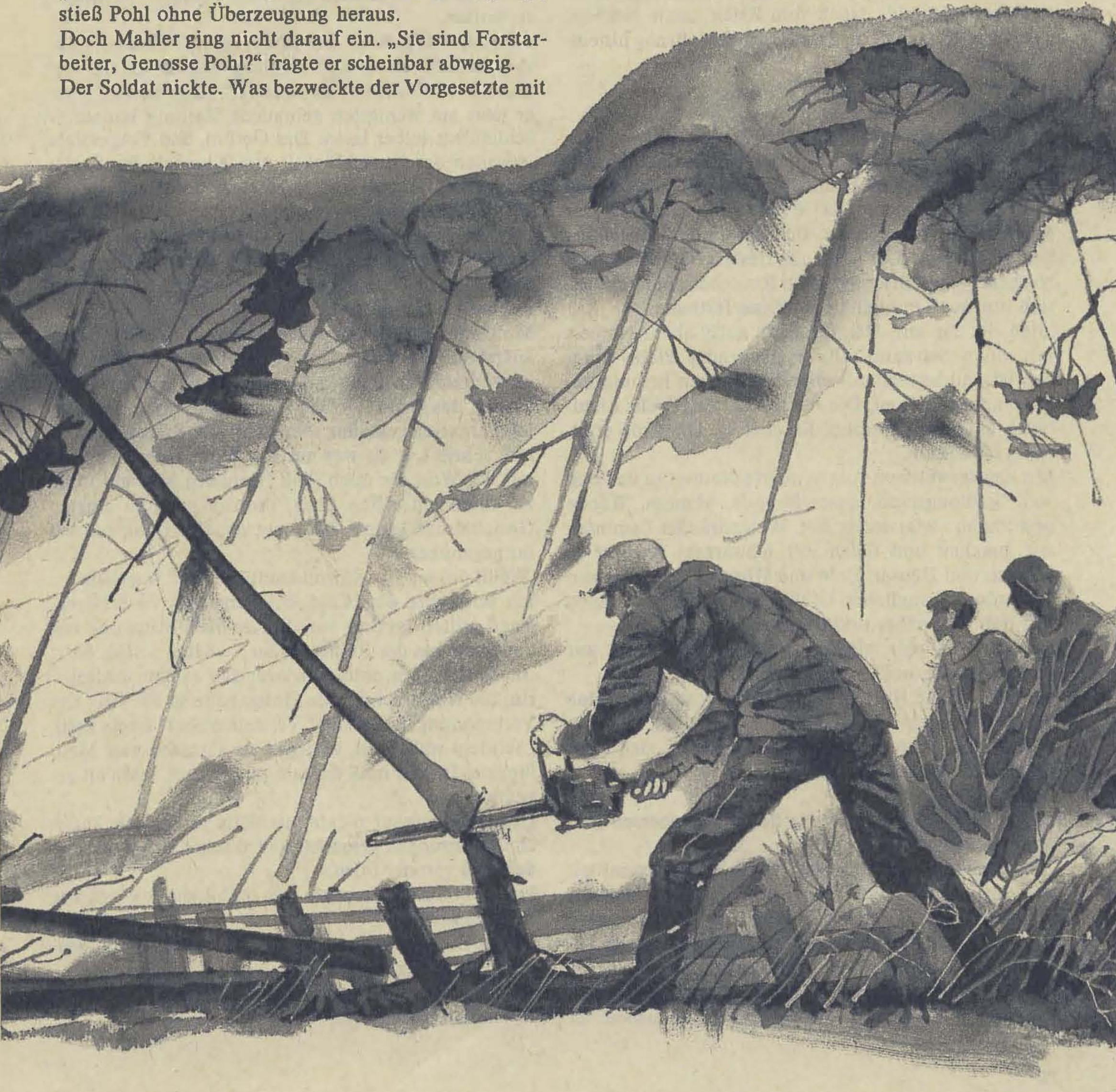
ken beschäftigt. Für das Vorhandensein eines Schatzes, das stand fest, gab es viele Anzeichen. Man brauchte nur der Großmutter genau zuzuhören. Viele ihrer Geschichten handelten vom Land hinterm Fluß. In ihnen kamen eingestürzte Gänge, verschüttete Betonhöhlen und grausam geführte Kämpfe vor.
„Wir treiben ab“, sagte Harald. Er reichte Norbert das Ruder und begutachtete dessen Bewegungen. „Tiefer. Los doch!“ Sie ruderten nun abwechselnd. Schweiß brannte in ihren Augen. Schließlich aber stieß das Boot doch auf Grund. Sie zogen es auf den Sand und verschnauften. Dann war es Norbert, der es eilig hatte.
„Komm“, drängte er und lief auf den Waldrand zu. Sie entfernten sich vom Fluß. Im Grün der Laubblätter fanden sie einige Blaubeeren, aber als Harald weitersuchen wollte, zog ihn Norbert wiederum vorwärts. Sie übersprangen verwachsene Gräben und durchquerten eine Schlucht.
Als sie den Hang erklommen hatten, blieb Norbert wie angewurzelt stehen. „Dort“, flüsterte er.
„Na und?“ fragte Harald.
„Siehst du nichts?“
Sie standen vor zerrissenen Betonwänden. Stahlschienen ragten in die Luft. Es roch nach Kühle und Moder.
„Vom Krieg“, sagte Harald gleichgültig. „Liegt schon ewig hier. Hat mir mein Vater erzählt.“
„Woher weiß er das so genau?“
„Er weiß es eben.“
Norbert wurde wütend. „Alles glaubst du, was sie sagen. Hat sich dein Vater noch nie geirrt?“
„Doch“, gab Harald zu, „aber was soll denn sonst hier passiert sein?“
„Das kriegen wir raus.“ Norbert scheute sich plötzlich einzugestehen, daß er hier den Schatz zu finden hoffte. Harald war zwar sein Freund, doch manchmal redete er schon so klug wie die Erwachsenen. Warum sollte Norbert ihn nicht ebenfalls überraschen?
Mit angehaltenem Atem ging Norbert voraus. Sie untersuchten die verwüsteten, unheimlich wirkenden Räume, kletterten auf den Rücken des Bunkers und wandten sich dann enttäuscht ab.
„Einen Spaten brauchten wir“, sagte Norbert leise. Langsam folgte er Harald. Es wurde Nachmittag.
Als sie sich zur Umkehr entschlossen, bemerkte Harald den rostbraunen, stellenweise mit Moos bewachsenen langgestreckten Körper des Geschosses. Norbert stieß mit dem Fuß dagegen.
„Bist du verrückt“, rief Harald. „Wenn der losgeht!“
„Quatsch“, entgegnete Norbert. „Wie soll der losgehn? Der liegt doch schon ewig hier, hast du gesagt. Sowas explodiert doch bloß im Krieg, und Krieg hat nicht mal mehr mein Vater mitgemacht.“ Er nahm einen Stein in die Hand. „Paß auf. Geh trotzdem nicht so dicht ran“, warnte Harald.
Dann warf Norbert. Ein ohrenbetäubender Knall ertönte. Die Luft schien zu zischen. Nach einigen Sekunden der Besinnung riß es Norbert, der sich instinktiv auf den Waldboden geworfen hatte, vor Entsetzen hoch.
Harald kauerte zusammengekrümmt am Stamm einer Kiefer. Blut färbte sein Hemd. Norbert stützte ihn schluchzend. Er wußte hinterher kaum noch, wie sie zum Fluß gelangt waren und woher der Mann auftauchte, der ihnen dort als erster geholfen hatte ...

* * *

„Warum das alles!“
Der Schrei riß Norbert hoch. Nur noch wenige Sekunden, und der Panzer würde über ihn hinwegrollen. In diesem engen Erdloch bist du ihm erbarmungslos preisgegeben, dachte Pohl. Er schnellte nach oben, stützte die Hände auf den Rand, schwang sich hinaus und rannte seitwärts vom dröhnenden Panzer fort.
Der Zugführer schrie und gestikulierte. Pohl nahm es nicht wahr. Erst als er die brüllende Maschine in sicherer Entfernung wußte, warf er sich in den heißen Sand und wurde sich seines Versagens bewußt.
Der Panzer fuhr eine Kurve, kehrte zur Ausgangsstellung zurück, verstummte.
In der nun einsetzenden Stille begann sich Pohls Ver-



krampfung zu lösen. Lange konnte er nicht mehr so am Boden liegenbleiben. Und vielleicht war die Sekunde, in der er endlich aufstand und dem Zugführer entgegenging, die schwerste.
Oberleutnant Mahler unterbrach die Ausbildung und ließ zur Pause wegtreten. Pohl setzte sich abseits auf einen schmalen Streifen dünnen Grases und wagte nicht, aufzublicken. Erst als der Schatten eines Körpers vor ihm verharrte, schrak er aus seinen Grübeleien auf.
Der Zugführer nahm wortlos neben ihm Platz. Die anderen Soldaten der Gruppe sahen zu ihnen herüber, doch niemand spottete. Vielleicht empfanden sie Pohls Versagen als die Folge jener Ängste, die auch in ihnen gewesen waren und die sie nur mit großer Anstrengung zu unterdrücken vermocht hatten. Pohl war auf laute Vorwürfe gefaßt. Um so mehr verwunderte ihn das Schweigen des Zugführers.
„Vielleicht bin ich nur ein erbärmlicher Feigling", stieß Pohl ohne Überzeugung heraus.
Doch Mahler ging nicht darauf ein. „Sie sind Forstarbeiter, Genosse Pohl?" fragte er scheinbar abwegig.
Der Soldat nickte. Was bezweckte der Vorgesetzte mit dieser Frage? Die Antwort drauf war doch allen bekannt.
„Da haben Sie sicherlich schon Gefährlicheres erlebt."
Natürlich, dachte Pohl. Er brauchte nur an den großen Brand im vorletzten Sommer zu denken. Davon könnte er dem Zugführer Geschichten erzählen. Allein das Bild des anscheinend unaufhaltsam dahinrasenden Feuersturms. Die Begegnung mit den beiden Kindern, die fast von den Flammen eingeschlossen waren und sich, die Augen schreckgeweitet, an die Lenker ihrer Fahrräder klammerten. Zum Glück hatte Pohl kurz vorher den Tank der Säge aufgefüllt. Das rettete ihnen das Leben. Obwohl aus der Luft aller Sauerstoff entwichen schien und die Lungen zu platzen drohten, gelang es Pohl, eine Schneise zu schneiden, an der das Feuer zum Stehen kam.
„Beim Training des Schutzes vor Brandmitteln", fuhr



der Oberleutnant fort, „da haben Sie schnell und sicher das Richtige getan." Er fand nicht sofort den Anschluß an diesen Satz, der wie eine Selbstverständigung wirkte. „Was meinen Sie, warum wir uns diesen Ängsten hier unterziehen müssen?" fragte er schließlich, und es klang schärfer als beabsichtigt. Ja, warum das alles, dachte Pohl erneut. Es war die Frage, die ihn vor dem Panzer aufspringen und flüchten ließ.
„Ein ‚Leopard' hätte Sie im Ernstfall wie einen Hasen gejagt und vernichtet", sagte der Oberleutnant. „Die Chance einer Gegenwehr wäre dann gleich Null gewesen."
Pohl fiel plötzlich der Traum ein, den er wiederholt und auf die gleiche bedrückende Art nach jenem Brand gehabt hatte. Er befand sich auf dem Hof der Großeltern. Harald war neben ihm. Sie durften den Hof nicht verlassen und blickten traurig über den Zaun in Richtung der Chaussee, wo reglos die hohen Bäume standen. ‚Warum ist euer Brunnen zugeschüttet?' fragte Harald. ‚Noch vom Krieg', sagte Norbert. ‚Großmutter erzählt, man hat dort Schießzeug hineingeworfen!'
‚Und wenn das nun losgeht?'
‚Ach, nach so vielen Jahren?'
‚Wir brauchten einen Spaten.'
Ein heftiger Windstoß fuhr ihnen ins Gesicht. Sie hoben die Köpfe. Am Himmel zogen sich bleifarbene Wolken zusammen. Der Wind wurde stärker. Das Sonnenlicht verwandelte sich in einen trübgelben, fahlen Schein. ‚Das gibt ein riesiges Gewitter', rief Norbert in das anschwellende Rauschen. Sie konnten sich nur noch mit Mühe am Zaun festhalten.
‚Sieh dir das an!' Harald zeigte nach oben. Norbert sah einen Schwarm silbrig glänzender Pfeile unter den jetzt unbeweglich stehenden Wolken heranjagen. Er wandte den Kopf. Die Pfeile stürzten. Grelle Lichtblitze zuckten. Gedröhn, Krachen ... Die Erde erzitterte, schwankte.
Mit angstgeweiteten Augen starrte Norbert in das sich vom Siedlungsrand heranwälzende, Mauern, Wände und Steine zerfressende Rot. Wolkenränder flammten auf, brachen und fielen mit schwarzem Schweif in Straßen und Häuser. Erde und Himmel verschmolzen zu undurchdringlicher Glutwand. Und das tosende Rot fraß sich näher und näher.
Nur der Hof, eine winzige Insel im Feuerorkan, war seltsamerweise noch unversehrt.
‚Harald', schrie Norbert, ‚Harald', aber er hörte seine eigene Stimme nicht mehr.
Stechender Schmerz. Die Hände lösten sich vom Zaun. Schwärze ...

Lange hatte er dann auf der Bettkante gesessen und erregt geraucht.
„So etwas darf nie eintreten", sagte Pohl unvermittelt und mit einem Blick, der durch den Oberleutnant hindurchzugehen schien. Mahler, der sich die ganze Zeit über Argumente zum Sinn dieser Übungen zurechtgelegt hatte, blickte Pohl nun in die Augen, als könnte er darin etwas von jenen Erlebnissen entdekken, die den Soldaten diesen Satz sagen ließen. Er spürte, daß dieser junge Mann eigene Erfahrungen besaß, die diese militärischen Anstrengungen motivieren konnten. Er mußte ihn in diesem Augenblick nicht an die Tatsachen erinnern, die im Politunterricht und vor dieser Spezialausbildung dargelegt worden waren. Die kannte er. Die mußte er längst kennen. Aber das Wissen um die riesigen Panzeransammlungen der NATO jenseits der Staatsgrenze, die immer wieder bewiesene Absicht imperialistischer Kräfte, militärische Mittel für reaktionäre Ziele einzusetzen, das Wissen um Korea, Vietnam, Grenada und die Stoßrichtung Nikaragua, dieses Wissen war nur die eine Seite. Eingelernte Überzeugungen ohne Empfindungsfähigkeit für Ängste, ohne schmerzende Erfahrungen im eigenen Leben, ohne den Blick auf mehr als nur auf die eigene Bequemlichkeit richten zu können, solche Überzeugungen wären brüchig und sie taugten nicht dazu, alle Schönheiten und Freuden dieser Erde wirklich mit ganzem Herzen verteidigen zu wollen.
Pohl hielt dem Blick des Oberleutnants stand. Er war ihm dankbar, denn einen Vortrag, wie ihn andere Vorgesetzte bei vielen Gelegenheiten parat hatten, hätte er jetzt am wenigsten gebraucht. Zeitung konnte er schließlich selber lesen. Das Gefühl, daß Vorgesetzte zuweilen der Denkfähigkeit, der Klugheit der Soldaten mißtrauten, sie unterschätzten, stellte sich neben Mahler nicht ein.
„Wissen Sie", sagte Pohl, „es gibt so Erlebnisse ... Dadurch wird man der, der man ist. Man denkt nur zu selten daran. Oder zu spät. Und manches erzählt man nie, weil man sich dafür schämt.
Muß wohl ein Maitag gewesen sein ... Wenige Hausaufgaben. Das Hofgelände des Hortes verführerisch verwildert. Wir brachen Zweige von Sträuchern, entfernten das Grün ... Tage vorher muß ein Kriegsfilm im Fernsehn gelaufen sein. ‚Ich bin Sturmbannführer', schrie ich. Es war nur ein Wort. Damals war es nur ein Wort für mich. Die Hortnerin kam auf mich zu. Ihren entsetzten Blick, ihre unbewegten ernsten Gesichtszüge konnte ich nicht deuten. Dann saß ich ihr gegenüber.
‚Weißt du, was ein Sturmbannführer ist?' fragte sie.
Ich schüttelte den Kopf. Sie versuchte zu erklären, stand mitten im Satz auf, öffnete die Vitrine und zog ein Buch aus der Reihe. Bilder ... Sätze ... Ein Satz: ‚In diesem Konzentrationslager gab es eine Aufseherin, die Neugeborene wie Holzscheite in die Glut des Verbrennungsofens warf.' Verstehen Sie?" fragte Pohl. „Seitdem wußte ich, wogegen zu kämpfen war. Mein jüngster Bruder muß damals gerade zwei Jahre alt geworden sein ..."
Der Oberleutnant nickte, als hätte er vormals ähnliche Erfahrungen gemacht, und wischte sich dann den Schweiß von der Stirn.
Pohl erhob sich. Er setzte den Stahlhelm auf und zog den Riemen fest.
Hinter der Giebelwand, in der flirrenden Hitze, wartete stumm der Panzer.

Illustration: Karl Fischer



Bild: Ralph Schulz

postsack

Jeden Monat AR-Jagd

Nach eurer Zeitschrift muß man sich ja in unserer Gegend die Füße wund laufen. Jedesmal ist es ein Erfolg, wenn man sie doch noch in die Hand bekommt. Wir sind beide 17 und wollen zur Armee gehen. Deshalb interessiert uns in der AR über das militärische Leben alles,was uns später nützlich sein könnte.
Skady Schmidt, Sonneberger Str. 151, PSF 01/26, und Susanne Fischer, A.-Bebel-Str. 167, Neuhaus a. Rwg., 6420



Schnelle Sanis

Als sich unser eineinhalbjähriger Sohn mit heißem Kaffee Gesicht und Schulter verbrüht hatte, halfen die Genossen vom Med.-Punkt der VP-Bereitschaft Basdorf unverzüglich.
Herzlichen Dank sagen Melchers aus Berlin

Bitte nur „echte",

... und zwar Berufssoldaten und Fans von Ingrid Raack, fordere ich zum Federwettstreit heraus.
Siegfried Herrmann, Poststr. 10, Mülsen, 9517

Dunkelkammerergebnis

Im Fotozirkel unserer Dienststelle habe ich „Anke" gemacht. Sollten Sie eine Möglichkeit sehen ...
Stabsfähnrich Hans-Jürgen Amelang

Danke, wir nehmen Anke!



Patensoldaten

... werden für 50 Hortkinder der Klassen 1–5 gesucht.
Hort der Sonderschule „Paul Straube", Obhäuser Weg 6, Querfurt, 4240

Pilzsucher gefunden

Am 15. 9. war unser neunjähriger Jan abends noch nicht zu Hause. Ich habe große Ängste ausgestanden, gesucht und gefragt – ergebnislos. Gerade wollte ich wieder los, da hielt der Armee-LO 2184 vor unserer Haustür, und zwei Soldaten kamen mit Jan. Beim Pilzesuchen war er mit einem Freund im Wald 13 Kilometer in die falsche Richtung geirrt. Vor Freude ist mein Dank an die Soldaten ziemlich kurz ausgefallen, deshalb meine Bitte an sie: Meldet Euch doch mal.
Christine Naumann, E.-Thälmann-Str. 24, Annaburg, 7902

Studientag

Bei einem Besuch der Unteroffiziersschule „Max Matern" erlebten wir unsere Patensoldaten u. a. beim Härtetest, wir marschierten selber ein Stück dieser schweren Strecke, besichtigten Panzertechnik und unterhielten uns mit Unteroffiziersschülern. Das alles war eine gute Sache, denn man kann seine Schüler später besser auf den Wehrdienst vorbereiten oder für einen militärischen Beruf begeistern, wenn man den Soldatenalltag ein wenig kennt.
Iris Heinz, Lehrerstudentin im 3. Studienjahr, Greifswald

Nachricht von Nachrichten

Ich möchte mich gerne mit einem weiblichen Fähnrich oder einer Fähnrichschülerin der Nachrichtentruppen schreiben, da ich gleiches vorhabe.
Simone Schön, Manger 06, Behrungen, 6101

hallo, ar-leute!

Steingrauer Charme

Der Beitrag „Charme in Steingrau" im Heft 9/86 war ja ganz toll. Diese Mädchen haben verstanden, was es heißt, sich mit ganzer Person für den Frieden einzusetzen. Mit so einer patenten weiblichen Armeeangehörigen würde ich mich gerne schreiben.
Holger Miklasinski, F.-v.-Schill-Str. 10, Magdeburg, 3037



Geradegerückt

Ich hatte vorher einen ganz anderen Eindruck von den Mädels bei der NVA. Wie die füreinander einstehen, das finde ich besonders gut.
Annett Thomann, Halle

Was sie zur NVA zieht

Der Beitrag gab mir Aufschluß, warum es Mädchen und junge Frauen zur NVA zieht. Solch eine Entscheidung verlangt viel von einer Frau, schließlich nimmt sie Entbehrungen in Kauf, die anderen erspart bleiben.
Sabine Marter, Berlin

Berufsratgeber

In meiner Familie lösten „Wege für das kleine und große Glück" und „Mädchen mit Mut" angeregte Diskussion aus, weil unsere Kinder auch militärische Berufswünsche haben. Wir haben nie ein Geheimnis daraus gemacht, welche Belastungen ein solcher Beruf mit sich bringt. Der lebendige Beitrag über Saskia war gerade dabei eine wertvolle Hilfe. Wir grüßen diese Offiziersschülerinnen und wünschen, daß sie Zeit ihres Lebens Dienst im Frieden tun mit ihrem Dienst für den Frieden.
Familie Engelmann, Lutherstadt Eisleben

Kinderglück

Im Heft 9/86 gefielen mir vor allem „Beim Wirt ‚Zum Blauen T'", „Computerleutnant" und „Saskia". An meinem einjährigen Sohn sehe ich, wieviel Freude Kinder bereiten. Ich wünsche Saskia und ihrem Mann, daß sie alles gut packen, denn Kinder zu haben und einen verantwortungsvollen Beruf auszuüben ist nicht einfach.
Kerstin Schnegula, Rostock

Überraschende Zivilfrage

Die Frage von Offiziersschüler Garber im Postsack 8/86 hat mich überrascht. Jürgen hat sich doch bestimmt mit Freude und Überzeugung zur NVA gemeldet. Dann müßte er doch stolz sein auf die Uniform, auch im Urlaub.
Wolfgang Nixdorf, Görlitz

Teufel nochmal!

Ich hoffe, im Preisrätsel „Rotkäppchen" hatte sich beim Einsendeschluß bloß der Druckteufel eingeschlichen, und meine Lösung kam noch rechtzeitig!
Kerstin Berger, Gera

Kam sie, Kerstin. Als wir die Terminschwierigkeiten bemerkten, war alles zu spät. Asche aufs Haupt!



Dauerkunde mit Herz

Nach einem AR-Verlegenheitskauf wurde ich Dauerkunde, weil mir Eure Themen und auch das Bildmaterial gefallen. Viele Beiträge gehen einem ganz schön ans Herz, denn daß es nicht leicht ist, als Soldat etwas für den Frieden zu tun, das schreibt Ihr ganz toll. Mich würde es sehr freuen, wenn mir ein Berufssoldat schreiben würde.
Simone Gebser (18; 1,83), Regattastr. 279, Berlin, 1180

Großer Postersammler

In der AR 9/86 stimmte mich der Beitrag über den MAD besonders nachdenklich. Den Poster trennte mein Großer gleich 'raus für seine Sammelmappe. Er möchte Berufssoldat werden, und ich bin echt froh, seine Gedanken zu kennen. Vielleicht schreibt uns mal ein Berufssoldat?
Katharina Schmidt, Kindergärtnerin, Friedenstr. 3, Bad Freienwalde, 1310

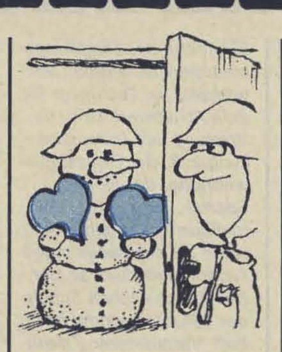
gruß und kuß

Blickig geworden

Seit zwei Jahren ständige Leserin der AR, habe ich durch das Soldatenmagazin Einblick in die „Arbeit" der Soldaten erhalten. Mein Verständnis wuchs, Entscheidungen zu akzeptieren, die eine längere Dienstzeit bei der Armee betreffen. Ich möchte den Soldaten Rolf herzlich grüßen, hoffe, daß er ebenso wie ich an unseren Urlaub in Koserow denkt und bald was von sich hören läßt.
Ina Rupprich, Geußnitz

Weitere Grüße übermitteln

... Mari und Matz an Uwe in Löbau, und Kerstin Grundt verspricht ihrem Mann Thomas, viele Küßchen auf die Reise zu schicken. Aus Lübbenau sind von den Eltern, von Steffen, Maik und Doris beste Wünsche an Unteroffizier Jens Hegewald unterwegs. Ein einjähriges Jubiläum nimmt „Frauchen" Kerstin Hentsch aus Luppenau zum Anlaß, ihren Offi-



ziersschüler Frank Dietrich zu grüßen. Manuela Glaß denkt ganz lieb an ihren Schatz Jörg Dittberner, und Carola Hellner ist in Gedanken bei Unterfeldwebel Tom. Nachträglich herzliche Geburtstagsglückwünsche senden Andreas und Matthias Schmidt ihrem Bruder, dem SFL-Kommandanten Thomas. Viel Erfolg im Studium wünscht Familie Reinhardt dem Offiziersschüler Mario in Stralsund, und die Freundin Katrin und Tochter Darina umarmen ihren Unteroffizier Jürgen Schulze. Gesund bleiben soll der Soldat Steffen Guder, das übermitteln, nebst lieben Grüßen, Bruder Thomas und Freundin Marina, seine Schwester sowie die Eltern.

alles, was RECHT ist

Urlaubsabzug?

Durch einen von mir schuldhaft verursachten Verkehrsunfall fand mein VKU ein vorzeitiges Ende. Kann ich diesen Urlaub später noch antreten? Meine Vorgesetzten meinen – nein.
Unteroffizier Tilo Beyer

Sie haben eindeutig gegen die Straßenverkehrsordnung verstoßen und damit sowohl sich selbst als möglicherweise auch andere Menschen gefährdet. Der schuldhaft verursachte Unfall rechtfertigt z. B. eine Ordnungsstrafmaßnahme sowie eine Disziplinarstrafe, schließt aber den Abzug des Ihnen zustehenden Erholungsurlaubes aus. Nach Ziffer 45 der DV 010/0/007 sind bei ärztlich bescheinigter Krankheit während des Urlaubs die durch Krankheit ausfallenden Tage nicht in die Berechnung des Erholungsurlaubes einzubeziehen. Die als Folge des Unfalls medizinisch bedingte Krankenhauseinweisung ist eindeutig als Krankheitsfall zu werten. Damit haben Sie vollen Anspruch auf die ausgefallenen Tage Erholungsurlaub.

gefragte fragen

Eine links, eine rechts

In der AR 10/86 habt ihr einen scharfen Poster von einer Fähre gebracht. Wie funktioniert denn die?
Horst Wehler, Altenburg

Die selbstfahrende Fähre GSP-55 besteht aus einer rechten und einer linken Halbfähre – schwimmfähigen Gleiskettenfahrzeugen mit einem zusätzlichen Ponton. Die Halbfähren werden auf dem Wasser gekoppelt, die Pontons ausgeklappt und Auffahrtrampen abgesenkt.



Lassen Sie uns das auch 1987 spüren, schreiben Sie mal an Redaktion „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055

gefragte fragen

Ununterbrochen Bester?

Nach meinem fünften Bestentitel, so dachte ich, wird mir das Leistungsabzeichen der NVA verliehen. Nun wurde mir allerdings gesagt, daß dazu die Titel „Bester" in ununterbrochener Reihenfolge erreicht werden müssen. Stimmt das?

Feldwebel Dieter Reigel

Nein. In der Wettbewerbsdirektive heißt es lediglich, daß nach fünfmaligem Erreichen des Bestentitels das Leistungsabzeichen der NVA, nach siebenmaligem die Verdienstmedaille der NVA in Bronze usw. verliehen wird.

Degradiert – und der Ausgang?

Ich diene als UaZ, wurde aber zum Gefreiten degradiert. Welche Auswirkungen hat das auf meinen Ausgang?

Gefreiter Jens Meister

Keine. Unabhängig von der erfolgten Degradierung stehen Sie nach wie vor im Dienstverhältnis auf Zeit. Vorausgesetzt, die Erfordernisse der ständigen Gefechtsbereitschaft lassen dies zu, können Sie an Wochentagen bis 24.00 Uhr, an Sonnabenden von nach Dienst bis zum Wecken und an Sonntagen bis 24.00 Uhr ausgehen.

Flieger-Fähnrich

Ich möchte später gerne Fähnrich werden und unbedingt was mit Flugzeugen zu tun haben. Was kommt da alles in Frage, und vor allem – welche Voraussetzungen muß ich mitbringen?

Steffen Näther, Dresden

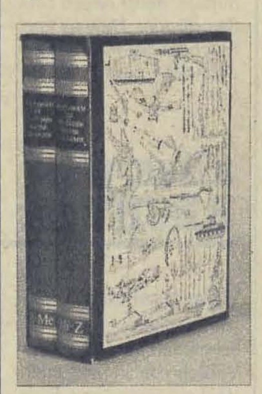
Fähnriche des Fliegeringenieurdienstes werden vorwiegend als Techniker für Zelle/Triebwerk bzw. für Wartung und Instandsetzung z. B. der Flugzeugbewaffnung, der Elektro-, Spezial-, Funk- und Funkmeßausrüstung eingesetzt, wenn sie ein zweijähriges Fachschulstudium an der Militärtechnischen Schule der LSK/LV beendet haben. Voraussetzung dafür sind u. a. Abschluß der 10. Klasse der POS und einer entsprechenden Facharbeiterausbildung.

Aus und vorbei?

Erst konnte ich mich wegen des Preises von 87 Mark nicht entschließen, das zweibändige „Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte" zu kaufen; als ich es dann bei einem Bekannten gesehen hatte und nun doch haben wollte, war es vergriffen. Ist damit alles aus und vorbei?

Jobst Möller, Bad Doberan

Nein, denn im 1. Quartal 1987 erscheint die 2. Auflage.



„Triftige" Anlässe

Demnächst heiratet mein Bruder, und er hat mich und meinen Freund, z. Z. Soldat, dazu eingeladen. Aber meinem Freund wurde kein Sonderurlaub gegeben. Hat er zu triftigen Anlässen nicht ein Recht auf Sonderurlaub?

Uta Neumann, Lenzen

Er hat weder ein Recht auf Sonderurlaub, noch reichen „triftige" Anlässe aus. Sonderurlaub kann durch Belobigung und zu besonderen Anlässen gewährt werden, die in der Urlaubsvorschrift genannt sind, u. a. eigene Eheschließung, Entbindung der Ehefrau, Wohnungswechsel mit eigenem Haushalt, Jugendweihe oder Eheschließung der eigenen Kinder.

Einblick in die Truppe

Ich werde drei Jahre in der NVA dienen, möchte mich aber schon vorher mal dort ein bißchen umsehen, besonders bei den rückwärtigen Diensten. Geht das?

Mario Krüger, Görlitz

Natürlich. Eine günstige Gelegenheit kommt am 1. März, dem Tag der NVA. Da gibt es wieder die Treffen der Bevölkerung mit den Soldaten in den Kasernen. Wenden Sie sich dort an einen der verantwortlichen Offiziere, und man wird Ihnen sicherlich weiterhelfen.

Ab wann Armeeangehöriger?

Wenn einer zum Wehrdienst einberufen wird, ab wann ist er dann offiziell Angehöriger der NVA?

Martina Laube, Pritzwalk

Ab 00.00 Uhr des Einberufungstages.

Zeichen am Ärmel?

Was bedeuten die ovalen Abzeichen, die ich bei NVA-Soldaten auf den Jackenärmeln gesehen habe?

Torsten Greif, Neubrandenburg

Das sind Dienstlaufbahnabzeichen. Sie werden von Soldaten, Unteroffiziersschülern und Unteroffizieren auf Zeit auf dem linken Unterärmel der Uniformjacke getragen und bringen eine bestimmte Qualifikation zum Ausdruck, sofern die Waffengattung nicht durch die Waffenfarbe (Schulterklappen) gekennzeichnet ist.



BMP-Frage

Bei der Ehrenparade am 7. Oktober fiel mir auf, daß die Schützenpanzer eine andere Kanone als bisher haben. Was für ein Kaliber ist das?

Maik Rochow, Berlin

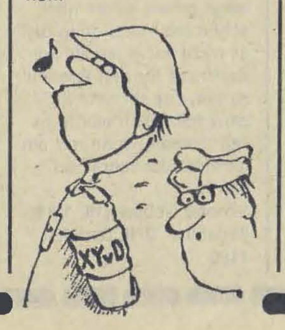
Gegenüber dem BMP 1 mit seiner 73-mm-Glattrohrkanone hat der BMP 2 eine 30-mm-Schnellfeuerkanone.

Tagesdienste?

Was versteht man unter den Tagesdiensten des Regiments?

Karsten Beyl, Sömmerda

Den Offizier vom Dienst (OvD) und seinen Gehilfen (GOvD), den Offizier vom Parkdienst (OvP) und seinen Gehilfen (GOvP), den Diensthabenden des medizinischen Punktes und seinen Gehilfen, den Diensthabenden des Speisesaales und die diensthabende Einheit.



postsack

Redaktion: Bernd Schilling
Fotos: Schilling, Amelang, Archiv
Vignetten: Achim Purwin

Nun bin ich Stationsleiter

Ich bin UaZ und eigentlich Funkmeßtruppführer. Nun wurde ich als Stationsleiter einer Funkmeßstation eingesetzt. Erhalte ich da mehr Geld?

Ja, denn laut Besoldungsordnung können UaZ, die vertretungsweise (außer Urlaub) eine höhere Dienststellung auszuüben oder länger als zwei Monate zu führen beauftragt sind, entsprechend ihren Leistungen Vergütungen für eben diese Dienststellung bis zu der im Stellenplan festgelegten Höhe erhalten. Entscheidungsbefugt ist der Kommandeur des Truppenteils, an den Sie sich folglich wenden müßten.

Übergangsgebührnisse

Nach meinem dreijährigen Ehrendienst beginne ich mit einem Direktstudium. Welche Übergangsgebührnisse erhalte ich dann?
Unteroffizier Militzer

Gemäß Besoldungsordnung erhalten Sie bei der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst Übergangsgebührnisse in Höhe der Nettodienstbezüge im Monat vor der Entlassung, wobei diese mindestens 400 Mark betragen müssen.

Möglichkeiten en gros

Was könnte ich alles werden, wenn ich drei Jahre als Unteroffizier zur NVA gehe?
Siegfried Ahnert, Leipzig

Das wäre eine Aufzählung ohne Ende. Allein in einem mot. Schützenregiment gibt es etwa 40 verschiedene Verwendungen. Als Vorgesetzte kleiner Kampfkollektive führen Unteroffiziere Gruppen, Besatzungen, Bedienungen oder Trupps. Als technische Spezialisten fahren sie u. a. Panzer, Artillerie- bzw. Selbstfahrlafetten, bedienen sie Waffen und Spezialtechnik, oder sie warten und reparieren unterschiedlichste Militärtechnik.

Ohne Führerschein?

Ich bin 21 und möchte als Militärkraftfahrer Wehrdienst leisten, habe aber keine Fahrerlaubnis. Kann ich die nicht zu Beginn der Armeezeit nachmachen?
Sven Fehrmann, Karl-Marx-Stadt

Nein. Für den Erwerb des Führerscheins kann keine Dienstzeit zur Verfügung gestellt werden. Langfristig geplante Teilnahme an der vormilitärischen Laufbahnausbildung Militärkraftfahrer der GST wäre der günstigste Weg gewesen.



Reserve-Qualifikation

Ich habe mich bereit erklärt, zum Fähnrich der Reserve, und zwar als Zugführer Feldkabelbau, ausgebildet zu werden. Was beinhaltet diese Ausbildung, und wie ist die finanzielle Seite geregelt?
Gefreiter d. R.
Frank Wiedemann, Berlin

Während dieser Reservistenqualifizierung lernen Sie, bei späteren Einberufungen zum Reservistenwehrdienst als Zugführer tätig zu sein, also Soldaten und Unteroffiziere zu führen und auszubilden sowie die Spezialtechnik zu beherrschen. Sie sind dann also politischer Erzieher und fachlicher Ausbilder zugleich. Für die Dauer des Lehrgangs erhalten Sie Wehrsold und Zuschläge sowie einen monatlichen Ausgleich in Höhe des Durchschnittslohnes. Der Ausgleich ist lohnsteuerpflichtig und unterliegt der Beitragspflicht zur Sozialversicherung wie Lohn. Der errechnete Nettolohn wird um 20 Prozent, jedoch mindestens um monatlich 80 Mark gekürzt.

Dienstverhältnisse

Was ist ein Dienstverhältnis, und welche gibt es in der NVA?
Gerd Zimmermann, Kahla

Das Dienstverhältnis in der NVA ist ein staatsrechtliches Verhältnis. Es wird auf der Grundlage des Wehrdienstgesetzes durch Befehl begründet, gestaltet und beendet. Abhängig von der Dauer des aktiven Wehrdienstes gibt es Soldaten im Grundwehrdienst, Soldaten auf Zeit, Unteroffiziere auf Zeit, Offiziere auf Zeit, Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Berufsoffiziere.

Reservistenurlaub

Wie ist das, kriege ich als Reservist in der NVA auch Urlaub?
Gefreiter d. R.
Jörg Demme, Aue

Während des Reservistenwehrdienstes von 3 Monaten gibt es einmal und bei mehr als 3 Monaten einmal in 2 Monaten Urlaub von Freitag nach Dienst bis Dienstag zum Dienst. Kurz- bzw. Sonderurlaub wird wie für aktiven Wehrdienst leistende Angehörige gewährt.



Kebede Haile

... ist einer jener Angehörigen der bewaffneten Bauernmilizen Äthiopiens, mit denen AR-Reporter Oberstleutnant Bernd Schilling im dritten Teil seiner Reisereportage bekannt macht. Wieder und wieder hat der Landarbeiter, so belegt es auch das Foto, den Verfassungsentwurf studiert, der im ganzen Land zur Diskussion stand. – Überdies stellen wir in der Reihe „Militaria" die ersten Panzer, ursprünglich Tanks genannt, vor. AR bringt ein Exklusivinterview mit Michail Uljanow, dem Darsteller von Marschall Shukow aus vielen sowjetischen Filmen. Wir waren mit Aufklärern unterwegs, besuchten den Skifasching in Oberhof und das NVA-Kabarett „Die Kneifzange". Es gibt ein Preisausschreiben, ein Bericht über das Schneemobil „Buran" sowie ein neues Mini-Magazin.

in der nächsten



Wilfried Falkenthal, Unsere Heimat DDR, Öl, 1985

Erinnern Sie sich noch an die acht verwegen dreinschauenden Burschen, die, obwohl bis zur Brust im tiefblauen Wasser stehend, doch so selbstbewußt posieren? Es war ein Bild, das den Betrachter zum genaueren Hinsehen animierte. Erst dann erschloß sich die so befremdlich wirkende Gebirgslandschaft als Abraumhalde eines Braunkohlentagebaus, und der zarte Pflanzenwuchs am Ufer des Sees ließ ein künftiges Naherholungsgebiet ahnen. „Das Brigadebad“ (1977) nannte der Leipziger Maler und Grafiker Wilfried Falkenthal sein humorvoll-hintergründig und mit leicht naivem Zug gemaltes Bild. Und genauso unkonventionell in der Behandlung des Themas war auch das phantasiereich-pfiffige Soldatenporträt „Mein Freund Ulli“ (1980), welches nicht nur bei Armeeangehörigen großen Anklang fand.

Das 1985 im Auftrag der Politischen Hauptverwaltung der NVA entstandene Gemälde „Unsere Heimat DDR“ ist trotz des gänzlich anderen Sujets und der unspektakulären Darstellungsweise der gleichen Aussage verpflichtet, wie die zuvor genannten Arbeiten. Auch hier hat der Künstler mit heiterer Gelassenheit, die des Sinnes für Komik nicht entbehrt, einen Ausschnitt unserer Wirklichkeit dargestellt.

Nur auf den ersten Blick scheint das in der Art eines Erinnerungsfotos komponierte Bild rein privater Natur zu sein. Doch um Zwiesprache mit dem Maler und seinem Werk halten zu können, müssen wir nicht unbedingt wissen, welcher Anlaß diese Familie hier zusammengeführt hat. Kennen wir doch ähnliche Situationen aus unserem eigenen Leben.

Es muß ein besonderer Tag sein; schon die farbige Gestaltung weist darauf hin. Das strahlende Blau des durch die weit geöffneten Fenster sichtbaren Himmels über der großen Stadt kehrt wieder in der in dezenten Farben gehaltenen festlichen Kleidung der Personen, die sich im Halbrund um den großen Eßtisch mit dem heiteren Sommerblumenstrauß versammelt haben. Bläuliche Schattierungen lassen die Tischdecke noch weißer leuchten und betonen die Frische des Hemdes jenes robusten weißhaarigen älteren Herrn (links im Bild), der offensichtlich die Hauptperson ist. Denn der Maler hat ihn in Haltung, Gestik und Mimik besonders hervorgehoben. Er ist hier zu Hause, darauf deuten die aufgekrempelten Ärmel und das lässig über den Stuhl gehängte Jackett hin. Dem kräftigen Körper und den muskulösen Unterarmen ist anzusehen, daß der korrekte Anzug nicht die gewohnte Bekleidung sein kann. Seine Frau hat heute ihr schönstes Kleid mit dem feinen Spitzenkragen angezogen und strahlt über das ganze Gesicht. Und dort, links oben, ist das nicht Freund Ulli aus dem Soldatenporträt? Vielleicht hat er extra Urlaub bekommen, um gemeinsam mit der Freundin am Ehrentag des Großvaters dabei sein zu können. Voller Stolz blickt der Enkel (in der Mitte des Bildes) auf seinen Opa. Sicher hat das etwas mit der roten Mappe zu tun, in der sich die Urkunde für eine hohe Auszeichnung befindet – eine staatliche Anerkennung für ein arbeitsames Leben, das gewiß nicht immer leicht war. Der Gast ganz rechts im Bild dürfte auch vieles erlebt haben. Doch heute ist sein Gegenüber der Mittelpunkt des Geschehens. Mit einem leicht ironischen, aber doch verstehenden Lächeln lauscht der Mann im roten Pullover. Möglicherweise kennt er die Geschichte schon, die gerade erzählt wird. Doch er wird sie nicht unterbrechen, ebensowenig wie das Paar hinter ihm oder die ihre Tochter auf dem Schoß haltende junge Mutter. Sind sie doch alle gekommen, um den Ausgezeichneten zu ehren.

Drei Generationen sind auf diesem Bild versammelt, gleichsam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verkörpernd. Der Maler erweist mit dem liebevoll gemalten Familienbild vor dem Panorama unserer Hauptstadt allen Menschen seine Reverenz, die „Unsere Heimat DDR“ durch ihre fleißige Arbeit immer schöner werden lassen. Gemeint sind ebenfalls die Soldaten, die dafür sorgen, daß auch die Jüngsten in Frieden aufwachsen können. Nicht zuletzt aus diesen Gründen wird sich Wilfried Falkenthals neues Gemälde so wie „Das Brigadebad“ oder „Mein Freund Ulli“ seinen Platz in den Herzen der Betrachter erobern.

Text: Inge Thormeyer
Reproduktion: Peter Hein







Notizen uff'm Korridor

Anzutreffen ist er nicht gerade beim Käseweitwurf in Fahrstuhlschächte, auch nicht in der Hänsel & Gretel-Disko, sondern ganz einfach auf einem Neubaukorridor. Dort hat er seine schöpferische Klause – Hans Knippenberg, genannt Knippe, der musikalische Motor des Ensembles Possenspiel. Vom Korridor direkt hinein in seine Zweiraumwohnung, die außer Kippenbergs – drei Personen – noch „Maxe vom Springpfuhl" und etliche technische Geräte bewohnen ... Platz ist in der kleinsten Hütte. Und so haben sich am Tisch versammelt: Malte Freyer, Gründungsmitglied und Baßgitarrist der Gruppe, Detlef Topolinski, auch von Anbeginn dabei und Trommler der Band, Heinz-Jürgen Meier, Stimme, und Bernd Meyer, Gitarre. Das also sind die Fünf, die sich seit mehr als fünf Jahren die Aufgabe stellen, „Schmunzelrock" zu fabrizieren. Wie war es denn damals? frage ich Knippe. „Die Idee zu diesem Unternehmen war schon lange da. Ich habe etliche Jahre Musik gemacht und dabei schon früher alle die mal getroffen, die heute bei Possenspiel sind. 1980 zur Tanzmusikwerkstatt in Suhl gab es eine Band, bei der Malte und ich waren und die die ersten Schritte in Richtung musikalischer Humor ging. Es war furchtbar. Wir kamen ganz groß raus, aber ansonsten hatten wir nur Angst vor den netten Bemerkungen der Kollegen. Viele sagten uns: Na los, macht weiter! Und so kam es zur Gründung



der Gruppe Possenspiel. Der erste Auftritt – ein Fiasko. Ein halbes Jahr haben wir gebraucht, um wieder Selbstvertrauen zu tanken. Es steckt viel Arbeit hinter unserer Show, denn gerade das, worüber wir uns dämlich lachen, kann schon den nächsten völlig kalt lassen ..."
Die Kollegen am Tisch erzählen sich gerade ein paar Uralt-Witze, und so kann ich ungestört weiterfragen: Wie siehst du denn heute die Band?
„Ich bin immer wieder erstaunt, daß es so viele Leute gibt, die auf unsere Gags abfahren. Ohne die Hilfe vieler Freunde wären wir wahrscheinlich noch nicht so weit. Für uns heißt das – dranbleiben, Ideen haben und vieles besser machen. Die Auftritte als Vorprogramm der Puhdys bei Rock für den Frieden, beim Liedersommer der FDJ '86 und natürlich an der Trasse waren echte Höhepunkte für uns." Da Knippe gerade aufgefordert wird, endlich einen Kaffee zu brühen, was aber wie so oft eher eine bohnenlose Gemeinheit wird, wende ich mich an Berni Meyer, den Orgchef der Band: Was ist denn für 1987 so im Programm? frage ich absichtsvoll. „Wir werden wieder bei Rock für den Frieden zu sehen und zu hören sein. Und dann gibts 1987 ein neues Programm, ein Rock-Spektakel in Stereo-Color und Hohlraum-Vision. Es wird Muggi Monete heißen. Und wir hoffen, es gefällt den Leuten. Ansonsten sind wir eine typische Live-Band, die überall dorthin reist, wo uns das Publikum haben will. Wenn das mal nicht mehr so ist – na, eine Mugge früher hören wir auf."
Inzwischen steht das Heißgetränk auf dem Tisch, und ich kann in die etwas stärkere LP hineinhören, die zufällig von mir mitgebracht wurde. Die EKI – Erste Komische Interessengemeinschaft – besteht neben Possenspiel aus den Humorspezialisten der Gruppe MTS. Die Platte wurde brüderlich geteilt – jeder eine Rille. Ich frage Knippe, wie es dazu kam. „Mit MTS arbeiten wir gern zusammen, und als das Angebot kam, eine LP gemeinsam aufzunehmen, waren wir im besten Einvernehmen. Wir tauschten Kommuniques aus und verabredeten Gipfeltreffen – auf dem Müggelberg. Wie wir hörten, sollen auch schon fünf Exemplare verkauft worden sein, was aber nur an uns liegen kann. Denn MTS ist dufte."
Ich schlürfe das braune Getränk, ziehe mir die Schuhe langsam wieder an und denke daran, mich sachte zurückzuziehen. Inzwischen ist der Texter der Band gekommen und wird mit lieben Sprüchen empfangen: Na, wat bringste für'n Mist? – Det soll ick sing'?! – Meine schöne Musik – und nun das! ... Ich verlasse die nunmehr schöpferische At-



mosphäre – Knippe kam gerade mit einer Suppenkelle ins Zimmer – und denke im Fahrstuhlschacht mit Schrecken daran, daß ich keine Notizen gemacht habe ... Dazu hatte ich dann noch Zeit – uff 'm Korridor, uff 'm Korridor ...

P. P.

*PS.: Auf Wunsch vieler Leser wollen wir nicht verschweigen, daß Autogramme von **Possenspiel** Hans Knippenberg verschickt. Aus dem Murzahner Ring 58, Berlin, 1141*

Stichworte

Für alle Fans, die mehr über Rock und Pop erfahren wollen, diese Literaturhinweise:
Rock – Pop – Jazz – Folk, Handbuch der populären Musik; Dr. P. Wicke und W. Ziegenrücker, VEB Deutscher Verlag für Musik 1985 + Popmusik; C. Gerlach, VEB Lied der Zeit Musikverlag Berlin 1984 + PS: Rockmusik; S. Lasch, Verlag Tribüne Berlin 1983 + Wir gehen in die Disko; Kanter/Wolenzin, Verlag Neues Leben 1981 + Beat-Lexikon; H. P. Hofmann, VEB Lied der Zeit Musikverlag Berlin 1980 + Jazz – Analysen und Aspekte; A. Asriel, VEB Lied der Zeit Musikverlag Berlin 1977 + Der Schlager – ein Panorama der leichten Musik (Band 1); P. Czerny/ H. P. Hofmann, VEB Lied der Zeit Musikverlag Berlin 1968.

POP-Nachrichten

Rock für den Frieden gibt es vom 15. bis 17. Januar im Berliner Palast der Republik. Herausragendes Ereignis: Ein Solidaritätskonzert für die Unterdrückten in Südafrika, an dem Musikanten verschiedenster Stilrichtungen beteiligt sind. So werden die bekanntesten Rocker u. a. neben Conny Bauer und der Gruppe Volkmann auftreten.

Wieder auf Tournee durch die bekanntesten Konzertsäle unseres Landes geht Rock für den Frieden '87 ab 20. Januar.

Im Studio ist City seit Oktober 1986, um eine neue LP zu produzieren. Bis Mitte dieses Monats sollen die Aufnahmen abgeschlossen sein.

Mit Rock'n' Roll-Standards der Jahre 1955 bis 1960 befaßt sich zur Zeit das Kerschowski-Rock'n' Roll-Projekt. Die Kerschowski-Band tritt in erweiterter Besetzung auf.

Ein neues Album kündigte John Fogerty (auf AMIGA „Creedence Clearwater Revival" 856008) an, der 1986 ein glänzendes Comeback mit dem Album „Centerfield" feierte. Vorab ist der Titel „Eye of the Zombie" – wieder mit klassischem Fogerty-Appeal – erschienen, der neugierig auf nächstes macht.

Auch 1987 wird die Berliner Groß-Diskothek „Ahornblatt" die Disko-Tanzmeisterschaft durchführen. Nach erfolgreichem Verlauf 1986 und Vergabe des Grand Prix an zwei begabte Solisten aus dem Publikum soll im März auch der Formationstanz der Disko-Ballette bewertet werden. Außerdem gibt es im April die diesjährige Wahl der Disko-Schönheiten im „Ahornblatt". Teilnahmemeldungen sind zu richten an: „Ahornblatt" – die Berliner City-Diskothek auf der Fischerinsel, Berlin, 1020; Kennwort: Tanzmeisterschaft bzw. Miss-Wahl.

Die Sängerin Madonna ist davon überzeugt, daß in ihr der Geist Marilyn Monroes wohnt. Begründung: Ihre Mutter sei ebenfalls so früh verstorben wie die Marilyns. Und daß sie – Madonna – ihre Wohnung so eingerichtet habe, wie einst das Haus der verstorbenen Monroe eingerichtet gewesen sei.



Mehr Zeit als die rockpop-beschlagenen Leser der AR benötigten die Diskjockeys unseres Landes für die Wahl des Disko-Hits '86, weshalb sich POP spezial entschlossen hat, die endgültigen Wahlergebnisse erst in AR 3/87 zu veröffentlichen.

Im Palast der Republik: Rock für den Frieden



Neu bei AMIGA

(LP und MK): Auf der Seidenstraße – Pond: Elektronische Musik + Leben zu zweit – Uwe Jensen: Eigene Lieder und internationale Hits + Dean Reeds Country – Songs: 12 neue Titel im Countrystil + Modern Soul Band: Bekannte Hits im Funk- und Soundstil + Komm und fühl' die heiße Nacht – Disco non stop: Aktuelle Hitkopplung u. a. mit Arnulf Wenning, Traumboot, Dieter Birr, Ute & Jean, Reggae Play + Das Album – Rockbilanz 1986: Zusammenstellung der erfolgreichsten Titel 1986 + Laubenpiepershitparade: Die richtige Musik für die Gartenparty. Zugreifen! Der Frühling kommt ganz gewiß.

Autogrammadressen

Wagner & Wagner – Country-Duo: Archenholdstr. 24, Berlin 1136 + Pocke & Company: Axel Eckert, Markt 28, Sonnenwalde 7983 + Bördebrother: Am Sudenburger Tor 1, Magdeburg 3010 + DIE diskothek – Gägs aus zweiter Hand: Lutz Hiller, Huttenstr. 12, Leipzig 7034 + Revue-Ballett Jan Schlüssler: Meckelstr. 4, Halle 4020 + Renate Lülsdorf – Modeplaudereien: Adlergestell 201, Berlin 1199

Redaktion: Oberstleutnant H. Schürer
Bild: M. Uhlenhut (3), Archiv (1)

Die Angehörigen der sowjetischen Luftlandetruppen lernen bereits während der Grundausbildung in den sogenannten Gebirgssportgärten, wie man sich in den Bergen bewegt. An steilen Felsen üben sie das Bergsteigen, das Sichern, das Gehen in Seilschaften, das Überwinden von Gebirgsflüssen und Schluchten, das Marschieren auf steilen Pfaden. Sie lernen, unter den gegebenen extremen Bedingungen zur Linie des Sturmangriffs vorzurükken, sich mit der Kampftechnik zum Gefecht zu entfalten und das Ziel richtig anzuvisieren. Knifflig ist dies schon in dünner Höhenluft.

Bei Überprüfungen kommen allerdings unerwartete und komplizierte Situationen hinzu, die den Kämpfern Kühnheit, Findigkeit, Hartnäckigkeit, Improvisationsvermögen abverlangen. Und ein momentaner Mißerfolg darf niemals den Blick für die unbedingte Erfüllung der Aufgabe trüben.

Oberleutnant Givi Isachanjan, der Armenier, und seine Männer erlebten während einer Truppenübung



Höhen und Tiefen in den Bergen

Von den Aufklärern des Verbandes waren Spuren entdeckt worden. Materialreste an einer Feuerstelle deuteten darauf hin, daß „gegnerische" Soldaten sich dort ihrer Fallschirme entledigt hatten. Der „Gegner" war also in das Gebiet der eigenen Truppen eingedrungen. Sofort wurde aus den Reihen der Luftlandetruppen eine Abwehrgruppe befohlen und in das gefährdete Gelände geflogen. Das Flugzeug setzte drei Dutzend Fallschirmjäger und deren Gefechtstechnik ab, entfernte sich dann. Ein kurzer, trockener Knall, wenn sich ein Fallschirm öffnete, schwach das Echo in den Bergen. Dann war es wieder still.

Die zuletzt Abgesprungenen öffneten noch die Brustgurte, da handelte der Kommandeur bereits. „Funker, Verbindung herstellen! Zugführer zu mir!" Die Jagd begann.



Die kleine Gruppe hätte das felsige Planquadrat nach allen Seiten kilometerweit durchkämmen können. Dazu war aber die Zeit zu knapp. Givi Isachanjan verfolgte also seine eigene Taktik. Er überlegte, welches Objekt den „Gegner" vorrangig interessieren könnte. Natürlich, die Treibstoffleitung! Verläuft diese doch drei Kilometer ungeschützt durch die Berge. Indes – die Spurensuche rechts und links der Pipeline brachte keinerlei Erfolg. Wertvolle Zeit war verstrichen.

Isachanjan entwickelte einen anderen Plan. Leutnant Konstantin Gontscharow durchsuchte mit sieben Fallschirmjägern das Terrain. Fünf Mann beobachteten in getarnten Stellungen die Schluchten und Pfade. Leutnant Kurotschkin übernahm mit seinen zwölf Leuten die Sicherung des Unternehmens. Aber auch jetzt konnten sie nichts Nennenswertes erreichen, obwohl sie fast jeden Grashalm umdrehten. Der Kommandeur der Abwehrgruppe suchte selbst mit einem kleinen Trupp am gegenüberliegenden Hang nach Spuren. Wenn sich doch nur ein winziger Hinweis finden ließe!

Mit ihrem Oberleutnant mühten sich Untersergeant Michail Suchorukow, der zu Hause in Odessa im Sportklub boxte, und Gefreiter Rustam Sijajew aus Taschkent, dreifacher Judomeister Usbekistans und Bronzemedaillengewinner der Allunionsmeisterschaft. Auch die anderen Gefreiten waren gute Sportler: Sergej Jermula, ein Leichtathlet und wie Sijajew aus Taschkent, Igor Perewotschikow aus Ustinow, ein erfolgreicher Biathlet, Sergej Sesseljow aus Moskau und Michail Kosko aus Kiew, beide Langstreckenläufer. Den Oberleutnant wurmte es; solch ein hervorragendes Kollektiv tappt im Dunkeln! Was mache ich bloß falsch?

Da spürte er, wie ihn Gefreiter Sijajew ganz unmilitärisch am Ärmel zupfte. Rustam hatte etwas entdeckt. Ein Käppi. Endlich ein Anhaltspunkt! Weitere Spuren fanden sich nun fast wie von selbst. Reste von Kaltverpflegung. Hinweise auf kürzliche Bodenbearbeitung. Minen?

Die Männer des Suchtrupps stiegen einen steilen Hang hinab. Alles deutete darauf hin – sie waren auf der richtigen Fährte. Ab und zu konnten die Fallschirmjäger trotz aller Vorsicht nicht verhindern, daß unter ihren Füßen Geröll wegrutschte. Einen gehörigen Schreck aber bekamen sie, als kurz vor ihnen zwei Bewaffnete aus dem Gesträuch sprangen. Der winzige Überraschungsmoment genügte den beiden, wie Eidechsen in einer Felsspalte zu verschwinden. Durch das Feuer aus ihren Maschinenpistolen wurden die Verfolger auf Distanz gehalten. Isachanjans Männer sahen, wie die zwei über einen Bergkamm hetzten, dann einen Hang hinab. Unten wartete ein Militärfahrzeug mit laufendem Motor auf die „Diversanten". Untersergeant Suchorukow gelang es, einen Fuß auf den Tritt des Autos zu setzen. Aber ein Stoß vor die Brust schleuderte ihn in die Sträucher.

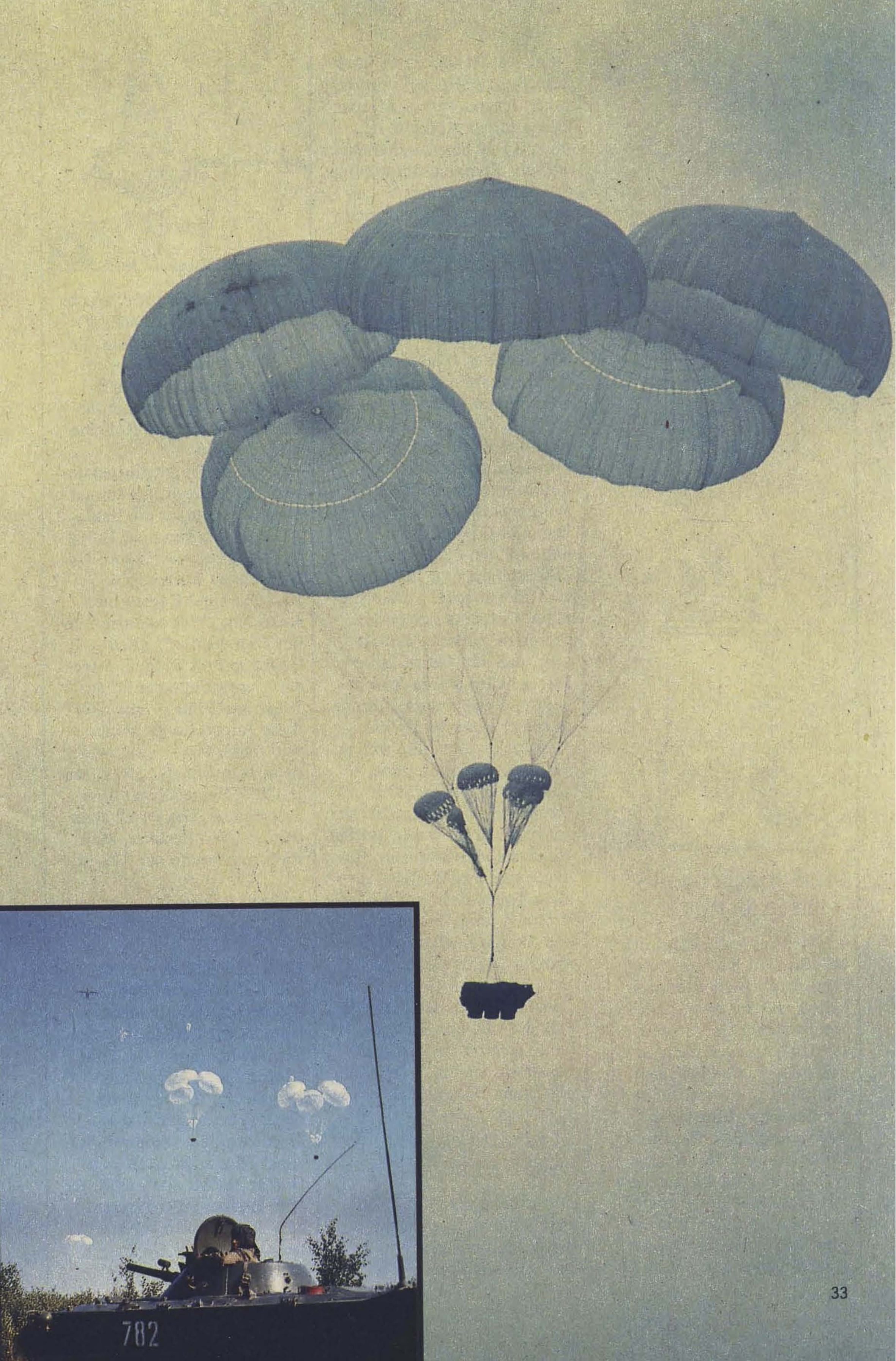
Noch war nichts verloren. Der Weg führte in Serpentinen talwärts, etwa 500 Meter unter ihnen tauchte er wieder auf. Für einen Hinterhalt nach allen Regeln der Kunst war es zu spät. Als der Wagen herankam, warf der Oberleutnant drei „Handgranaten" und eine Rauchbombe. Gefreiter Jermula sprang auf das schlingernde Gefährt, klatschte mit den Händen Schlamm an die Windschutzscheibe. Sekundenschnell waren die drei Insassen aus dem Fahrzeug gezerrt, und nun lagen sie gefesselt am Boden.

Trotz des Erfolges wollte bei den Luftlandesoldaten keine rechte Freude aufkommen. Die ganze Sache gefiel ihnen nicht. Das ist zu leicht gegangen, dachte Isachanjan. Er versuchte, sich in die Situation des „Gegners" zu versetzen. Auf jeden Fall würde ich den Widersacher auf eine falsche Spur locken ... Noch aufmerksamer als vorher prüfte der junge Offizier die Umgebung. Vor allem die Richtung, aus der sie sich entfernt hatten. Ein Felsen nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie eine Festung wirkte das Massiv. Von dort aus hätte man seinen kleinen Trupp die ganze Zeit über gut beobachten können. Auf einmal war ihm alles klar. Warte nur, dachte er, wie du mir, so ich dir. Unmöglich konnten die Gegenspieler die beiden anderen Suchtrupps bemerkt haben. Über Funk erhielten beide Leutnante die neue Aufgabe.

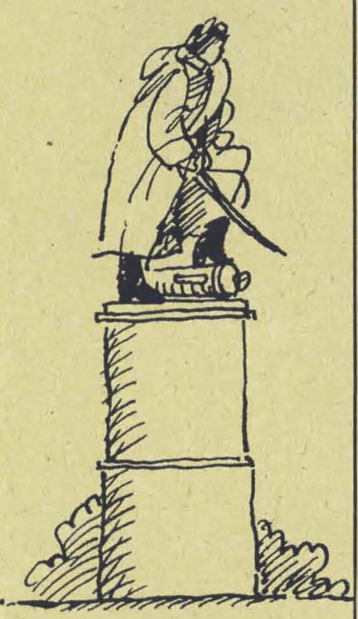
Nun näherten sich Isachanjans Begleiter dem verdächtigen Felsen, entfernten sich etwas, kamen wieder heran. Als sich der „Gegner" entdeckt wußte, eröffnete er aus seiner Deckung heraus das Feuer. Er hatte sein Verteidigungssystem an dieser gefährdeten Stelle geschickt aufgebaut, ließ die Fallschirmjäger nicht näher heran. Und doch war der Plan des Oberleutnants aufgegangen. Denn als im Rücken der Kontrahenten überraschend die Soldaten von Leutnant Gontscharow und Leutnant Kurotschkin in den Kampf eingriffen, war bald jeder Widerstand gebrochen.

Für die Luftlandesoldaten war damit die Übung beendet. Für andere konnte sie nun beginnen. Panzer, Schützenpanzer und Selbstfahrlafetten rollten in die Dezentralisierungsräume. Die Einheiten entfalteten sich zur Erfüllung ihrer Aufgaben ...

Text: Juri Sorokin
Bild: Sowjetski woin


782

Unter den Linden in Berlin...



Das Blücherdenkmal in Berlin

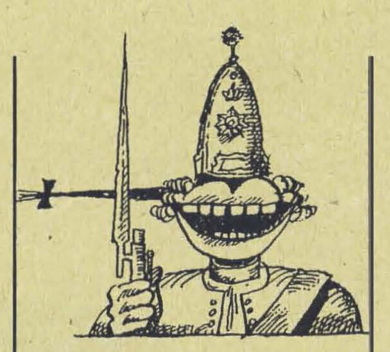
Unter den Denkmälern der preußischen Reformer und Feldherren der Befreiungskriege, die auf der Grünanlage vor dem Operncafé Unter den Linden stehen, ist das acht Meter hohe Blücher-Standbild wohl mit Recht das größte. Denn Blücher hat, was seine Popularität im Volke als einer der Besieger Napoleons anlangt, alle anderen Persönlichkeiten seiner Zeit weit überragt. Wie er hier, von Christian Daniel Rauch dargestellt, auf hohem, mit Reliefs geschmücktem Denkmalsockel selbstbewußt dasteht, den gezogenen Säbel in der Rechten, den linken Fuß besitzergreifend auf ein Kanonenrohr gestützt, hat ihn der Berliner Volkswitz treffend charakterisiert: „Uff meenen Ofen kommt mir keener, ick habe ja selber kaum Platz druff!"

Scharnhorsts Idee

Als Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements leitete Scharnhorst in Breslau zu Beginn des Jahres 1813 die Vorbereitungen für die Erhebung Preußens gegen Napoleon. Seinen eindringlichen Vorstellungen war es zu verdanken, daß Friedrich Wilhelm III. am 3. Februar die Genehmigung zur Bildung von freiwilligen Jägerkorps erteilte. Der stets skeptische Friedrich Wilhelm glaubte aber, daß der Aufruf kaum Erfolg haben würde, und äußerte bei der Unterzeichnung in seiner eigentümlichen Ausdrucksweise: „Freiwillige aufrufen, ganz gute Idee; aber keiner kommen!"
Noch am selben Tage, als der Aufruf bekannt wurde, griffen Hunderte von Breslauer Studenten zu den Waffen. Aus allen Teilen des Landes strömten junge Männer zu den Sammelstellen. Der Historiker Barthold Georg Niebuhr schrieb in einem Brief: „Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschrieben, ist heute so groß auf dem Rathause wie bei einer Teuerung vor einem Bäckerladen."

Det sind se, die Berliner!

Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. wünschte, daß seine Grenadiere nicht nur militärisch bis zur abso-



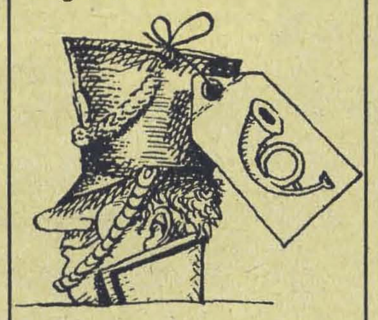
luten Perfektion gedrillt, sondern auch „bildungsmäßig" instruiert werden sollten. Er verfügte, daß die Soldaten Unterricht im Lesen und Schreiben sowie in vaterländischer Kunde und Religion erhalten sollten.
Bei seinen Truppeninspektionen stellte der König immer wieder Fragen an die Soldaten, um sich von dem Erfolg des von ihm verordneten Unterrichts zu überzeugen. So fragte er eines Tages einen Rekruten: „Was soll also hier aus Ihm werden?" „Een Christ soll ick werden, Majestät", antwortete der Soldat. Friedrich Wilhelm war über diese Antwort sehr erstaunt und fragte weiter: „Ja, ist Er denn kein Christ?" „Nee, Majestät!" „Nun schlägt's aber dreizehn, ja, was ist Er denn dann?" „Een Berliner, Majestät", antwortete der Rekrut.

Doktor und Apotheker

Die Universitäten Oxford und Cambridge verliehen Blücher die Würde eines Doktors der Rechte ehrenhalber. Als bei einem anschließenden Essen viele Trinksprüche auf das Wohl des neuen Ehrendoktors ausgebracht wurden, erwiderte Blücher: „Wenn ihr mich zum Doktor macht, dann müßt ihr aber Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn der hat die Pillen gedreht."

Der Stabschef von „Marschall Vorwärts"

Nach dem Tode Scharnhorsts war Gneisenau zum Stabschef Blüchers ernannt worden. Der alte Draufgänger Blücher, der von seinen Soldaten „Vater Blücher" und von seinen russischen Verbündeten „Marschall Vorwärts" genannt wurde, folgte den Ratschlägen seines neuen Stabschefs.
Ohne jede Einschränkung hat Blücher stets die großen Verdienste Gneisenaus anerkannt. Als er im Spätsommer 1813 in sein Hauptquartier reiste, wo sich Gneisenau bereits seit Tagen befand, sagte er lächelnd zu seinen Begleitern: „Meinen Kopf habe ich schon vor einer Woche vorausgeschickt."



Mir oder mich oder wie?

Während der Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813 wurde Blücher durch einen verstört wirkenden Offizier die Meldung überbracht, daß Napoleon selbst mit einer Armee seinem arg bedrängten Marschall MacDonald zu Hilfe käme, die Preußen bereits umgangen hätte und im Rücken der Truppen Blüchers stünde.
Das war eine Nachricht, die manchem Furcht einjagen und wohl auch eine Panikstimmung aufkommen lassen konnte. Napoleon galt bei vielen trotz der Katastrophe seiner Armee in Rußland als ein fast unbesiegbarer Gegner.
Blücher, der diese Meldung zwar für unglaubhaft hielt, sich aber bewußt war, daß sie auf die Stimmung von Offizieren wie Soldaten eine verheerende Wirkung haben konnte, war sich sofort im klaren, daß es jetzt mehr denn je darauf ankam, unerschütterliche Ruhe zu bewahren und diese offensichtliche Falschmeldung sofort als das hinzustellen, was sie wirklich war.
„Donnerwetter", rief er lachend, „steht er mich im Rücken, nun, so ist's mich auch recht angenehm – da kann er mir ja geradewegs am Arsch lecken!"

Die Rosse vom Brandenburger Tor

Napoleon hatte bei seinem Einzug in Berlin im Oktober 1806 die nach einem Entwurf Schadows geschaffene Quadriga vom Brandenburger Tor herunterholen und als Kriegs-



beute nach Paris bringen lassen.
Wenige Monate später erbeutete Ferdinand von Schill bei einem Streifzug mit seinem Freikorps vier prachtvolle arabische Rassepferde, die für den persönlichen Gebrauch Napoleons bestimmt waren. Da dem Kaiser viel an dem Besitz dieser Pferde lag, ließ der dem Freikorpsführer Schill einen Brief zustellen, der „An den Räuberhauptmann Schill" adressiert war, denn als Banditen pflegte Napoleon die Freikorps zu bezeichnen. Der Brief enthielt das Angebot, daß ... für jedes der Pferde tausend Taler bezahlt werden sollten, wenn er sie zurückgäbe.
Schill antwortete: „Mein Herr Bruder! Daß ich Ihnen vier Pferde genommen habe, freut mich um so mehr, als ich aus Ihrem Schreiben ersehe, daß Sie großen Wert auf dieselben legen. Jedoch kann ich sie nicht für die angebotenen tausend Taler für jedes Pferd zurückgeben, da es mich nicht nach Ihrem Gelde gelüstet, denn ich habe dessen soviel, als ich bedarf. Überdies begehre ich kein fremdes Eigentum. Wollen Sie indessen gegen diese jene vier von dem Brandenburger Tore in Berlin geraubten Pferde wieder an ihre Stelle setzen, so stehen Ihnen die vier Pferde, welche ich Ihnen genommen habe, ohne weitere Bezahlung wieder zu Diensten."

Die Anekdoten entnahmen wir dem Midi-Band „Der Grenadier und die heilige Jungfrau" von Franz Fabian, erschienen im Militärverlag der DDR zum Preis von 22,– M.

Vignetten: Wolf-E. Roß

DIE MiG-VERTRAGSWERK



STATT





„Ein hohes kastenförmiges Gebäude", so weist der Diensthabende mir den Weg. Und wirklich, der große Bau ist nicht zu übersehen. Imponierend die offene Flugzeughalle, vor der ich dann stehe: An die fünfzig Meter lang, über zehn Meter hoch, riesige Tore, die elektromechanisch bewegt werden. In der Halle demontierte Jagdflugzeuge des Typs MiG-21. Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere in Schwarzkombis schieben Arbeitsbühnen an die Maschinen, trennen und montieren Rumpf- und Heckteile, machen sich in den Kabinen zu schaffen. Unübersehbar an der Hallenwand eine breite, bunte Tafel mit den Hoheitszeichen der Warschauer Vertragsstaaten an Flugzeugen und ein Satz: Der Heimat den Frieden. Ich bin in der Kontroll- und Reparaturstaffel des Jagdfliegergeschwaders „Fritz Schmenkel".

„Salopp gesagt, sind wir die Vertragswerkstatt für das Geschwader", erläutert Major Burkhardt, Leiter der Kontrollgruppe Zelle/Triebwerk, die Aufgaben seiner Einheit. „Nach jeweils 50 Flugstunden prüfen wir hier jede MiG auf Herz und Nieren." Bauteile werden

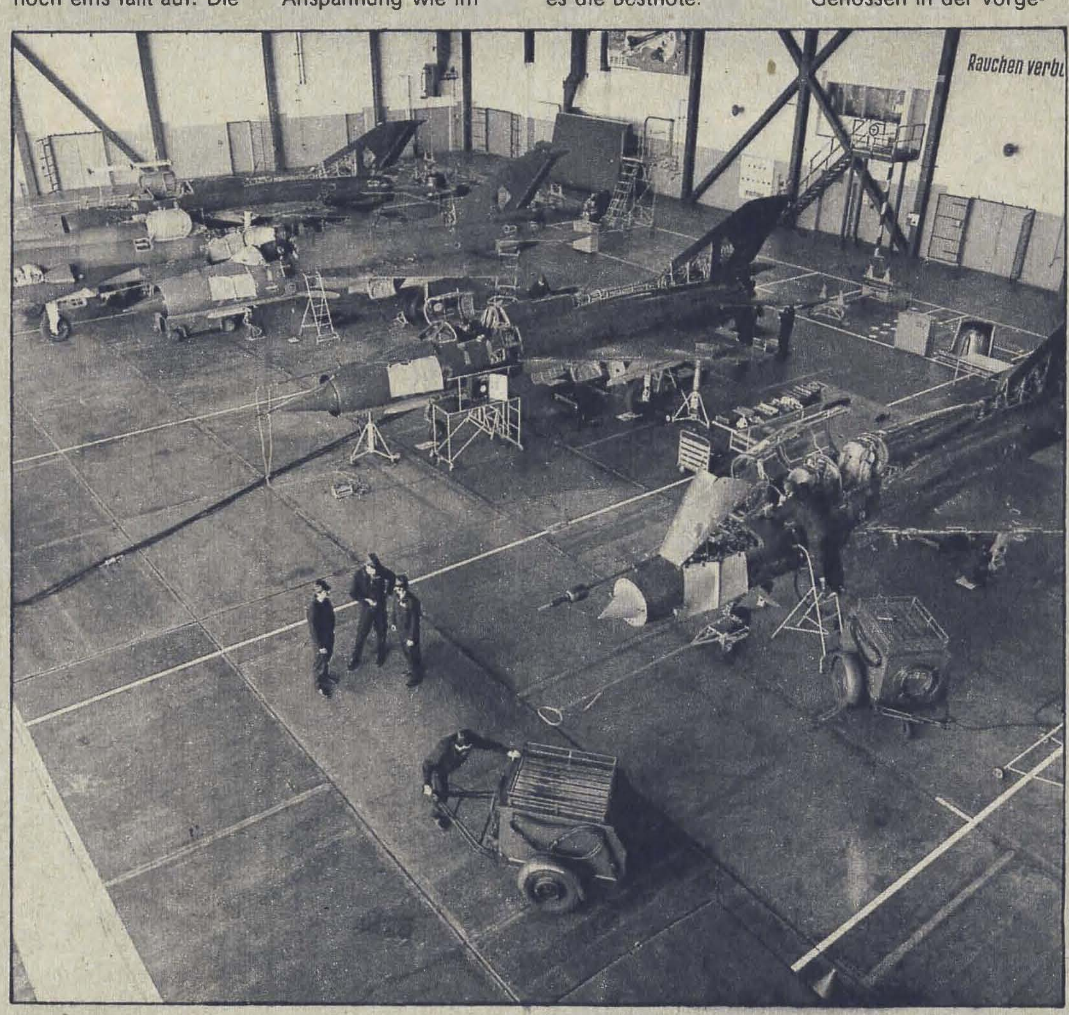
da durchgesehen, erforderlichenfalls ausgewechselt oder instandgesetzt, so der Flugzeugmantel, Zelle genannt, das Triebwerk, die Elektro- und Spezialausrüstung, die Bewaffnung, die Funk- und Funkmeßausrüstung sowie die Rettungs- und Sicherheitsgeräte.

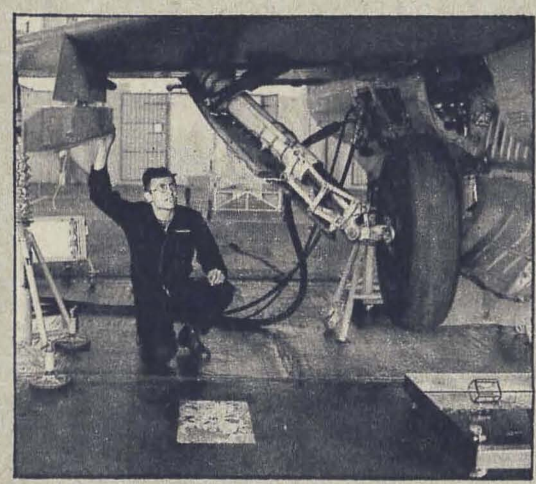
In der Flugzeughalle und in den angrenzenden Labors besticht die Sauberkeit. Kein Krümel auf dem Boden, keine Materialreste. Übersichtlich geordnet sind Leitungen, Werkzeuge, Geräte und Ersatzteile. Und noch eins fällt auf: Die Mützen der Mechaniker und Techniker sind mit Fangschnüren an den Arbeitskombinationen befestigt. Auch Kugelschreiber und das Schlüsselbund für den Werkzeugkasten werden so getragen. „Ordnung schafft Sicherheit", höre ich.

Höchste Sorgfalt also auch in kleinen Dingen ist Voraussetzung dafür, daß Qualität entsteht. Ein Anspruch, dem die Staffel schon seit Jahren gerecht wird, dem sie sich aber immer neu zu stellen hat. Und auch in ungewöhnlichen Situationen, in Wochen höchster Anspannung wie im Frühjahr vergangenen Jahres. Da lautete der Befehl für die Kontroll- und Reparaturstaffel, binnen einer Stunde zu verlegen.

Zwei MiGs wurden mitgenommen. Bei der einen mußte das Triebwerk ausgewechselt, bei der anderen eine Reparatur beendet werden. In relativ engen Flugzeugdeckungen wurde rund um die Uhr im Schichtsystem gearbeitet. Zusätzlich eine Überprüfung: Fahrwerkswechsel nach Normzeit. Beide Aufgaben erfüllte die Staffel. Für die beiden MiGs gab es die Bestnote.

Ein anderes Mal, als die Staffel mitten in den Vorbereitungen für eine umfangreiche Lehrvorführung stand und außerdem schon wochenlang in Schichten arbeitete, erforderte die Situation: Auswechseln des defekten Triebwerkes einer MiG, die auf einem Feldflugplatz gelandet war. Das hieß Arbeit unter freiem Himmel. Zwei Tage und zwei Nächte. Und obwohl sie unter harten Bedingungen arbeiten mußten, nachts mit Taschenlampen hantierten, durchgefroren waren, schafften es die Genossen in der vorge-





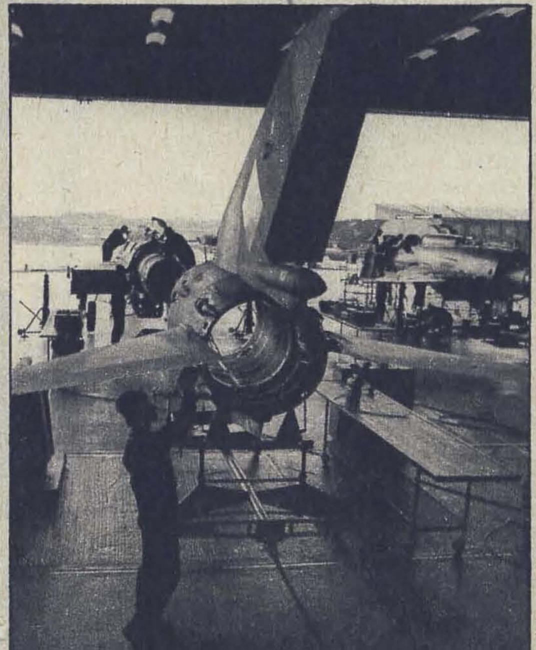


gebenen Zeit. Major Grohmann, ein erfahrener Flugzeugführer, der die Maschine nach der Reparatur übernahm, hatte mit einem Schuß Anerkennung gesagt: „Jungs, daß ihr das wieder zusammenbekommt, glaubt man manchmal kaum." Nach dem Probelauf war nichts zu beanstanden, und am Schluß des Überprüfungsfluges gab er über dem Flugplatz das Wackelzeichen mit den Tragflächen: Alles in Ordnung!

Ob in der Halle oder im Freien, ob unter normalen Verhältnissen oder ungewöhnlichen Umständen – die Kontroll- und Reparaturstaffel läßt keine Abstriche an ihren Qualitätsanforderungen zu. Mit ihren Leistungen konnte sie 1986 zum erstenmal im Wettbewerb den Bestentitel erringen.

Einen der Mechaniker, die zum guten Ruf der Einheit beitragen, lerne ich in der Werkstatt kennen. Unteroffizier Frank Schmidt biegt soeben in den Rollen der Abkantbank Duraluminiumbleche zurecht. Eine kniffilige Angelegenheit, die äußerste Exaktheit verlangt. Frank ist verantwortlich für die Reparatur von Luken und Klappen an den MiGs; er nietet, bohrt, fertigt Rohrleitungen an. Kann er mit seiner Werkstattätigkeit den Kampfwert des Jagdfliegergeschwaders mitbestimmen? „Das sehe ich durchaus so", meint der gelernte Fahrzeugschlosser aus Aue. „Auch von meiner Qualitätsarbeit hängt ab, wie ein Flugzeugführer seine Aufgaben erfüllt. Hat das Geschwader Flugdienst, sage ich mir manchmal: Kannst ein gutes Gefühl haben. Da steckt auch deine Arbeit drin. Der Pilot kann sich auf die KRS verlassen. Wir sind mit verantwortlich, daß er sicher startet und landet. Und diesen Teil persönlicher Verantwortung kann ich nicht auf andere abschieben, auf Vorgesetzte vielleicht, die meine Arbeit kontrollieren."

Der Heimat den Frieden. Ich erinnere Frank an diesen Spruch, der in der großen Halle hängt. Wie denkt er darüber? „Wenn ich mit der Bahn in den Urlaub fahre, habe ich bis nach Aue viel Zeit, über alles Mögliche nachzugrübeln. Heimat – das ist auch die vorbeifliegende schöne Landschaft, besonders aber das Erzgebirge, das wird mir keiner verübeln. Ich freue mich jedesmal auf Zuhause. Ein bißchen ausspannen, Geborgenheit finden. So soll es bleiben. Dafür lohnt es sich, während der Armeezeit alles auf sich zu nehmen, aber wirklich alles. Keine Überstunde, keine Zusatzschicht ist dafür zu viel."



Während Unteroffizier Jaekel bereits an einer aufgebockten MiG das Fahrwerk überprüft, führen die Genossen der anderen Trupps an verschiedenen Maschinen ihre Kontrollen an Zelle, Triebwerk und weiteren Aggregaten und Ausrüstung durch. Für die Kontrolle jeder Baugruppe gibt es einen technologischen Ablaufplan, in dem jede Tätigkeit genau festgelegt ist.

Der 19jährige bietet Solides, scheut sich auch nicht vor Aufgaben, die ihm ungewohnt sind. Eines Tages bekam er die Weisung, ein halbes Dutzend Flugzeuge zu maskieren, das heißt, mit einem Tarnanstrich zu versehen sowie die Hoheitszeichen, taktischen Nummern usw. aufzuspritzen. Der Spezialist dafür wurde abberufen und konnte Frank nur kurz einweisen. Der studierte die 50 Zeichnungen, empfing 140 Schablonen, Spritzpistole, Farben und machte sich ans Werk. Zuerst die Grundfarben: Blau auf den MiG-Bauch, Grün auf den Rücken, Braun für die Flecken. Dann Schriftzüge und Ziffern. Seine anfängliche Skepsis, es nicht zu schaffen, wich bald der Freude über das Gelungene.

Einen anderen vorbildlichen Mechaniker mit Bestenabzeichen erlebe ich beim Trupp Inbetriebnahme. Dieses Kollektiv ist das letzte Glied in der Kette bei den periodischen Flugzeugkontrollen. Es überprüft an jeder MiG, die aus der Halle rollt, sämtliche Triebwerksparameter, vom Leerlauf über Maximalleistung bis zum Betrieb des Nachbrenners. In der MiG-Kabine – Unteroffizier Lutz Jaekel. Er führt diese Probeläufe durch. Mit ohrenbetäubendem Fauchen zerrt die Maschine an den Stahlseilen, die sie an die Betonbahn fesseln. Sie schiebt sich gegen die Bremsklötze, drückt auf das Fahrwerk, läßt ahnen, welche Riesenkraft wirkt, wenn sich ein Flugzeugführer mit dem Metallvogel in den Himmel erhebt. Der Truppführer, der draußen das Geschehen leitet, gibt per Funk und mit Handzeichen Kommandos. Nun sitzt Genosse Jaekel keinesfalls nur im Cockpit, um die sich bewegenden Zeiger der Instrumente anzusehen. Er muß Werte ablesen, muß einschätzen und entscheiden. Ist die Abgastemperatur zu hoch – dann zurück mit der Drehzahl! Liegen die Schmierstoffdrücke in den richtigen Toleranzen? Wie arbeitet das Kabinenversorgungssystem? Ungefähr 60 Handgriffe muß er beherrschen, muß wissen, was sie bewirken. Er hat die nötige Übersicht und das Fingerspitzengefühl dafür, genauso wie beim Verkontern, welches nach Abschluß der Inbetriebnahme stattfindet. Da sind an der Zelle und am Triebwerk an die fünfzehn Anschlußstellen mit feinem Konterdraht zu sichern, teilweise schwer zugänglich. Auch das geschieht nun schon



Wenn sich ein Niet gelöst hat, muß er erneuert werden – alltägliche Arbeit für Unteroffizier Schmidt (rechts, Bild Mitte). Und nach Abschluß aller Arbeiten an der MiG folgt der letzte Arbeitsgang für die Genossen der KRS: Inbetriebnahme und Probelauf auf dem Nachbrennerstand. Erst danach wird die Maschine zum Überprüfungsflug zugelassen.







jahrelang mit Sorgfalt. Meine Hand für mein Produkt – dieses Motto hat sich Lutz Jaekel als Kesselwärter im Dommitzscher Pflanzenfettwerk „Elbe" ebenso zu eigen gemacht wie als Flugzeugmechaniker. „Ich habe nun mal den Ehrgeiz, ordentliche Arbeit zu leisten. Schließlich weiß man ja, was alles davon abhängt."

Nie vergessen wird er den Fehler zu Beginn seiner Dienstzeit. Er versäumte, die Entlüftungsstelle am Fahrwerksbein zu schließen. Beim Einfahren des Fahrwerks spritzte Hydraulikflüssigkeit heraus. Kein schwerwiegender Fakt, mit dem Lappen konnte alles aufgewischt werden. Und doch hinterließ die Sache bei Lutz Wirkung. Er nahm sich vor, künftig überlegter zu arbeiten und ist diesem Vorsatz treu geblieben.

„Wenn er gebraucht wird, steht er seinen Mann", urteilt Lutz' Vorgesetzter und hat ein Beispiel zur Hand. Im August startete der Unteroffizier beim Friedenslauf in Berlin. Er bewältigte die Marathonstrecke. Abgespannt und mit Muskelschmerzen kehrte Lutz am anderen Tag mittags zur Dienststelle zurück und mußte gleich zur Spätschicht. Er leistete einwandfreie Arbeit. Lutz dazu: „Wenn es der Sache dient, muß man auch Strapazen auf sich nehmen, sie überwinden. So empfinde ich meinen Lauf in Berlin, und so versehe ich auch meinen Dienst."

Qualität liefern die Genossen der „MiG-Vertragswerkstatt" mit ihrer Arbeit. Sehen es die Flugzeugführer auch so? Major Hartmut Thurm, einer der Einflieger, hat öfter in dem hohen graublauen Gebäude am Rande des Flugplatzes zu tun. Er kennt die Arbeit der Mechaniker und Techniker, ist beeindruckt. „Ich fliege viele Jahre die von ihnen kontrollierten und reparierten Maschinen und habe großes Vertrauen zu ihrer Arbeit. Ich kann mich jederzeit beruhigt ins Flugzeug setzen."

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut

Wladimir Bogomolow

Erste Liebe

Wir lagen fest aneinandergeschmiegt, und die Erde erschien uns gar nicht so hart, kalt und feucht, wie sie tatsächlich war.

Wir trafen uns schon ein halbes Jahr lang – seit sie zu uns ins Regiment gekommen war. Ich war neunzehn, und sie war achtzehn Jahre alt.

Wir trafen uns heimlich: der Kompaniechef und die Sanitäterin. Und niemand wußte von unserer Liebe und davon, daß wir schon drei waren ...

„Ich fühle, es ist ein Junge!“ flüsterte sie zum zehntenmal. Sie wollte mir schrecklich gern eine Freude machen. „Und er kommt ganz nach dir!“

„Wenn es nicht anders geht, bin ich auch mit einem Mädchen einverstanden. Und es soll dir ähnlich sein!“ flüsterte ich, und meine Gedanken waren ganz woanders.

Ungefähr fünfhundert Meter voraus schliefen in Unterständen oder einfach in den Gräben die Soldaten und Sergeanten meiner Kompanie. Noch weiter vorn, hinter der Sicherungslinie, wo hin und wieder deutsche Leuchtkugeln aufflammten, verbarg sich in der Dunkelheit die Höhe 162.

Im Morgengrauen sollte meine Kompanie vollbringen, was eine Strafkompanie eine Woche zuvor nicht geschafft hatte – die Höhe einnehmen. Davon wußten bis jetzt im Bataillon nur fünf Offiziere, diejenigen, die der Major und Regimentskommandeur am Abend in den Stabsbunker gerufen hatte. Nachdem er uns den Befehl verlesen hatte, schärfte er mir ein:

„Also merk dir! Die Katjuschas spielen auf, grüne Leuchtkugeln, und du gehst vor ... Die Nachbarn werden auch angreifen, aber die Höhe wirst du nehmen!“

Wir lagen eng aneinandergeschmiegt, und wenn ich sie küßte, mußte ich immer an das bevorstehende Gefecht denken. Noch mehr aber beunruhigte mich ihr Schicksal, und ich grübelte qualvoll darüber nach, was zu tun sei.

„Ich muß jetzt für zwei schlafen“, flüsterte sie indessen in ihrer singenden nordrussischen Redeweise. „Weißt du, nachts kommt es mir oft so vor, wenn es Morgen wird, ist alles vorbei. Die Schützengräben, das Blut, der Tod. Schon das dritte Jahr – er kann doch nicht ewig dauern, der Krieg ... Stell dir vor: Es ist Morgen, die Sonne geht auf, und den Krieg gibt es nicht mehr, überhaupt nicht ...“

„Ich gehe sofort zum Major!“ Ich zog meinen Arm unter ihrem Kopf hervor und stand entschlossen auf. „Ich werde ihm alles erzählen, alles! Sollen sie dich nach Hause schicken. Heute noch!“

„Was fällt dir ein?“ Sie richtete sich ein wenig auf, packte mich am Ärmel und zog mich mit Gewalt zu sich nieder.

„Leg dich hin! Ach, was bist du für ein Dummkopf! Der Major zieht dir doch das Fell über die Ohren!“

Sie ahmte die tiefe, etwas grobe Stimme des Regimentskommandeurs nach und flüsterte langsam: „Das Zusammenleben mit Unterstellten erhöht die Kampfbereitschaft der Einheit nicht, und die Kommandeure büßen Autorität ein. Erfahre ich davon – ich jage ihn davon, jeden! Und mit einer solchen Charakteristik, daß man ihn nicht mal in einer ordentlichen Arrestanstalt aufnimmt ... Gewinnt den Krieg, und dann liebt, wen ihr wollt und soviel ihr wollt. Aber jetzt – ich verbiete es!“

Die Stimme versagte ihr, und sie, zufrieden, ließ sich lang auf den Rücken fallen und lachte lautlos – damit man uns nicht hörte.



Ja, ich wußte, ich würde nichts zu lachen haben. Der Major war ein Mann strengster Regeln und überzeugt, daß Frauen im Krieg nichts zu suchen hatten – und Liebe schon gar nicht. „Ich werde trotzdem zu ihm gehen!"

„Still!" Sie preßte ihr Gesicht an meine Wange, und nach einer kleinen Pause seufzte sie und flüsterte: „Ich werde das erledigen! Ich hab' mir schon alles überlegt. Vater des Kindes wirst nicht du sein!"

„Nicht ich?" Es überlief mich heiß. „Was heißt, nicht ich?"

„Ach, was bist du doch dumm!" Lustig und verwundert klang das. „Nein, um Gottes willen, er soll dir nicht ähnlich werden! Verstehst du, in den Dokumenten und überhaupt wirst du der Vater sein. Aber jetzt gebe ich einen anderen an!" Sie war so kindlich treuherzig und ehrlich, daß diese List mich verblüffte.

„Wen willst du denn angeben?"

„Einen von denen, die nicht mehr da sind. Nun, vielleicht Baikow."

„Nein, die Gefallenen laß in Ruhe."

„Dann – Kindjajew."

Feldwebel Kindjajew, hübsch, liederlich, klein, war ein Trunkenbold und Dieb, den man kürzlich in die Strafkompanie geschickt hatte.

Gerührt schlug ich den Mantel auf und zog sie heftig an mich. „Sachte!" Sie drückte mir erschrokken ihre kleinen Fäuste gegen die Brust. „Du erdrückst uns!" Sie hatte schon angefangen, in der Mehrzahl von sich zu sprechen, und freute sich dabei wie ein Kind. „Mein Dummerchen! ... Nein, es ist dein Glück, daß du mich getroffen hast. Mit mir kommst du überall durch!"

Sie lachte übermütig und sorglos, mir aber war ganz und gar nicht nach lachen zumute.

„Hör zu, du mußt jetzt gleich zum Major gehen!"

„In der Nacht? Wie denkst du dir das!"

„Ich werde dich begleiten! Erklär's ihm und sag, daß dir schlecht ist, daß du nicht mehr kannst!"

„Aber das stimmt doch gar nicht!"

„Ich bitte dich! Was willst du machen? Du mußt weg! Versteh doch ... sonst, plötzlich ... Und wenn es morgen in den Kampf geht?"

„In den Kampf?" Sie stutzte einen Augenblick, hatte offenbar begriffen. „Stimmt das?"

„Ja."

Eine Zeitlang lag sie schweigend da. An ihrem Atem – wie gut kannte ich ihn! – spürte ich, daß sie aufgeregt war. „Na ja ... Vor einem Kampf läuft man nicht davon. Und man kann auch nicht ... Bis ich vor die Kommission komme und der Divisionsbefehl da ist, vergehen sowieso einige Tage ... Ich gehe noch morgen zum Major. Beschlossen?"

Ich schwieg, bemüht, mir etwas einfallen zu lassen.

„Denkst du, es fällt mir leicht, zu ihm zu gehen?" flüsterte sie plötzlich. „Leichter ist es zu sterben! Wie oft hat er zu mir gesagt: Paß auf, sei klug! Und ich ... Komsomolzin bin ich auch noch ..."

Aufschluchzend wandte sie sich ab, drückte ihr Gesicht auf den Ärmel des Mantels und weinte lautlos, wobei ihr ganzer Körper bebte. Ich umarmte sie fest und küßte die kleinen Lippen, die Stirn, die tränensalzigen Augen.

„Laß mich, ich gehe", bat sie kaum hörbar und schob mich weg. „Bringst du mich?"

Wir kletterten in die dunkle, feuchte Schlucht hinab, wo der Med.-Punkt des Bataillons untergebracht war, und ich hielt von hinten ihre Taille umfaßt, die anfing, etwas voller zu werden. Ich hielt sie mit beiden Händen, sicherte jeden ihrer Schritte. Damit sie keine falsche Bewegung machte, nicht ausglitt, nicht hinfiel. Als könnte ich sie schützen, sie vor dem Krieg bewahren, vor dem Gefecht im Morgengrauen, wo sie rennen, sich hinwerfen, Verwundete schleppen mußte ...

Fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen, aber ich erinnere mich an alles so, als sei es gestern gewesen.

Im Morgengrauen spielten die Katjuschas auf, rasend feuerten die Granatwerfer und die Divisionsartillerie, grüne Leuchtkugeln stiegen hoch ...

Und als die Sonne aufgegangen war, drang ich mit den Resten der Kompanie auf die Höhe vor. Eine halbe Stunde später gratulierten mir im soliden deutschen Schützengraben der Regimentskommandeur und noch jemand, umarmten mich und drückten mir die Hand. Ich aber stand da wie eine Säule, wie ein Stück Holz, fühlte nichts, sah nichts und hörte nichts.

Die Sonne ... Könnte ich sie zurückjagen hinter den Horizont! Könnte ich das Morgengrauen zurückholen! ... Denn vor ganzen zwei Stunden waren wir noch drei gewesen ...

Doch die Sonne stieg langsam, unerbittlich empor, ich stand auf der Höhe, und sie ... Sie war dort geblieben, hinter mir, wo bereits die Soldaten des Bestattungskommandos herumkrochen.

Und niemand, niemand wußte von unserer Liebe und davon, daß wir schon drei gewesen waren ...

Illustration: Wolfgang Würfel

Dieser Text befindet sich auch in einem Band sowjetischer Kriegserzählungen, die wir ebenfalls zum Lesen empfehlen. Er erschien im Verlag der Nation Berlin und trägt den Titel „Ich weiß es noch wie heute".

„Fremde Frau, fremder Mann" — ein neues Lied von



Autogramm-Anschrift:
Karla Henning, Fürstenwalder Straße 4,
Erkner, 1250

Bild: Günter Gueffroy



Partisanen

„Partisanen, Männer und Frauen! Laßt es nicht zu, daß der Feind Waffen, Ausrüstung, Munition, Treibstoff, Kleidung und Lebensmittel mit sich schleppt! – Unterbrecht die Verbindungen zwischen den Truppenteilen des Feindes! Überfallt Stäbe, Nachrichteneinrichtungen, Versorgungsstützpunkte, Reparaturwerkstätten und Autokolonnen! Legt Hinterhalte an und verlegt dem Gegner Rückzugswege!"

Der Aufruf in der „Prawda" vom 15. Dezember 1941 richtete sich an Zehntausende Partisanen und illegale Kämpfer im von den deutschen Faschisten okkupierten Teil ihrer sowjetischen Heimat. Denn in dieser Phase des Krieges waren Diversionsakte insbesondere auf den feindlichen Nachschubwegen und die Aufklärung über den Gegner wirksamste Formen im Partisanenkampf gegen die Eindringlinge.

Die Aktionen der Partisanen und unzähliger illegaler Kämpfer im Hinterland des Gegners hatten gerade zu jener Zeit, als der Feind vor den Toren Moskaus gestoppt und in schweren Kämpfen zurückgeschlagen wurde, große politische Bedeutung. Sie festigten die Moral der Menschen, die in den zeitweilig besetzten Gebieten lebten. Gleichzeitig wirkten sie demoralisierend auf die deutschen Truppen. Und trotz brutalen Terrors war die faschistische deutsche Führung nicht in der Lage, den Widerstand der sowjetischen Patrioten im Okkupationsgebiet zu unterdrükken.

Mitte Dezember erhielt die Partisanenabteilung des Wolokolamsker Rayons vom Oberkommando der Westfront den Befehl, die von den Deutschen gerade wiederhergestellte Brücke über die Istra zu sprengen. Denn der Flußübergang gewann für die zurückweichenden Verbände der Faschisten große operative Bedeutung.

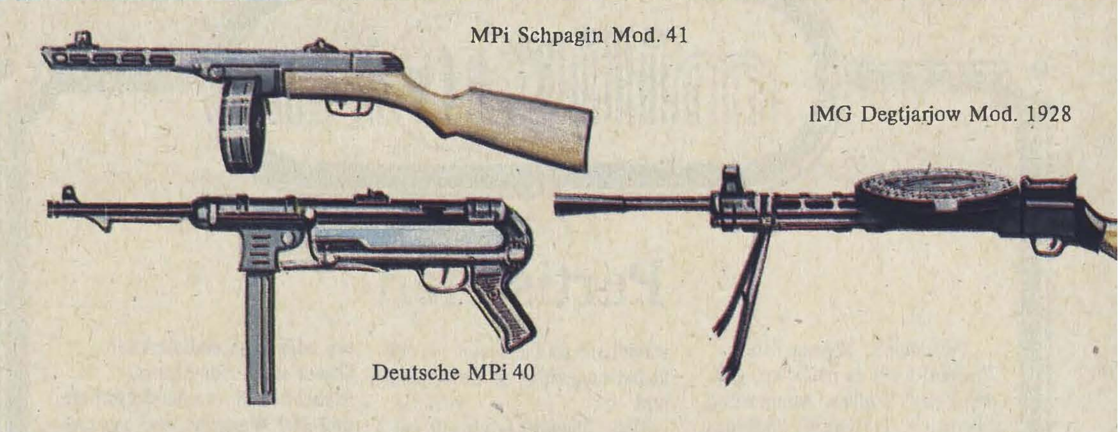
Eine Gruppe von Sprengspezialisten unter A. A. Adrianow erfüllte diesen Kampfauftrag. Am 17. Dezember um 5 Uhr flog die Brücke in die Luft. Tagsüber stauten sich hier die deutschen Fahrzeuge. Sowjetische Fliegerkräfte führten einen Schlag gegen die Ansammlung feindlicher Truppen und Kampftechnik und verhinderten damit auch die Instandsetzung der Brücke. Der Gegner verlor hier fast 100 Kraftfahrzeuge.

Vor dem linken Flügel der Westfront waren die Nachschubwege der faschistischen Truppen den Schlägen der Tulaer Partisanen ausgesetzt. Die Abteilung des Rayons Tscherepet unter dem Kommando von D. T. Tetertschew unterbrach wiederholt die Eisenbahnlinie Lichwin-Suchinitschi, zerstörte 5 Lokomotiven. Als die Partisanen erfuhren, daß die Deutschen die Abfahrt eines mit Kampftechnik beladenen Zuges vorbereiteten, entschlossen sie sich, dieses Vorhaben zu vereiteln. Am 23. Dezember sprengten Minenspezialisten die Gleise nahe der Station Myschbor. So verhinderten sie, daß 350 Waggons und Spezialladewagen mit Kraftwagen, Motorrädern, Waffen, Munition und diverser Ausrüstung die Stadt verließen.

Zur unmittelbaren Leitung der Partisanenabteilungen wurden bei den Kriegsräten spezielle Abteilungen für den Partisanenkampf gebildet. Die Partisanen erhielten Unterstützung in Form von Waffen, Munition, Kleidung und Lebensmitteln. Die erforderlichen Kader wurden in eigens dafür eingerichteten Schulen ausgebildet.

Auf Anordnung des ZK der KPdSU (B) entstanden im Januar 1942 drei Schulen mit unterschiedlichem Profil. In der einen wurden Partei- und Komsomolkader für die illegale Arbeit und die Partisanenabteilungen geschult, in der zweiten Führungskräfte für Partisanenabteilungen sowie Instrukteure für Minenverlegen und Sprengen ausgebildet und in der dritten Funker unterrichtet.

Seit dem Frühjahr 1942 entstanden neue Partisanenabteilungen und -gruppen, von denen sich später ein Teil zu Brigaden zusammenschloß. Im besetzten Teil des Leningrader Gebiets operierten z. B. vier Partisanenbrigaden, die von Januar bis März um mehr als das Doppelte auf etwa 4 500 Mann anwuchsen. Die Bevölkerung unterstützte die Partisanen allseitig. Sie half ihnen beim Be-

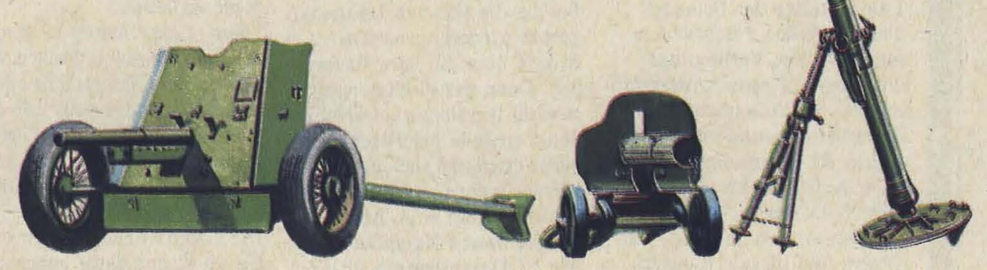


MPi Schpagin Mod. 41

lMG Degtjarjow Mod. 1928

Deutsche MPi 40

Einige Waffen der sowjetischen Partisanen 1941/42



45-mm-Pak 1937

sMG Maxim Mod. 1910

82-mm-Granatwerfer 1937



Medaille
„Partisan des Vaterländischen Krieges“ I. und II. Klasse, gestiftet am 2. Februar 1943

schaffen von Aufklärungsangaben und versorgte sie mit Kleidung, Schuhwerk und Lebensmitteln. So lieferte die Bevölkerung des Rayons Dorogobush im Smolensker Gebiet von Februar bis April für die Partisanen und die im Hinterland des Feindes operierenden Truppen der Roten Armee 689 t Roggen, 300 t Fleisch, 39 t Gerste, 1 113 t Kartoffeln. Allein in einem Monat übergaben die Werktätigen des Rayons Jelnja im selben Gebiet den Partisanen 6 100 Paar Schuhe, 3 400 Stück Ober- und 7 000 Stück Unterbekleidung.

Im Winter und Frühjahr 1942 verbesserte sich auch die Bewaffnung der Partisanen. Hatten sie vorher hauptsächlich leichte Waffen, so verfügten sie nun über Maschinengewehre, Geschütze und sogar Panzer. Waffen und Munition beschafften sie sich vorwiegend im Kampf, doch ein Teil kam auch aus dem sowjetischen Hinterland. Die Nordwestoperativgruppe des ZK der KP (B) Belorußlands beispielsweise übergab den Partisanen im 1. Halbjahr 1942 über 4 000 Gewehre, 630 MPi, 402 MG, 10 860 Minen, 3 660 000 Patronen und Tausende Kilo Sprengstoff. Der Zusammenschluß der Abteilungen leitete eine Entwicklung ein, die durch den Übergang von Einzelaktionen zu gemeinsamen, abgestimmten Handlungen gekennzeichnet war.

Um das Zusammenwirken mit den Truppen der Roten Armee zu organisieren, entsandten die Partisanen Verbindungsleute über die Frontlinie und setzten Funkmittel ein. Ein markantes Beispiel für das enge Zusammenwirken der Partisanen mit den regulären Einheiten der sowjetischen Armee war der fünf Monate währende gemeinsame Kampf der Smolensker Patrioten und der aus dem 1. Gardekavalleriekorps und dem 4. Luftlandekorps bestehenden Gruppierung des Generals P. A. Below, die im Hinterland des Feindes ein Territorium von etwa 10 000 km^2 befreiten und mehrere Bahnstationen besetzten.

Insgesamt kontrollierten die sowjetischen Partisanen im Frühjahr 1942 ein Gebiet, das so groß war wie Belgien, Holland und Dänemark zusammen genommen. Die mit den vorrückenden Truppen abgestimmten Aktionen zur Eroberung starker Verteidigungsstützpunkte des Gegners zeugten vom gewachsenen Können der Partisanen. Die Kampfhandlungen der Truppen des Generals Below und der Partisanenabteilungen zwangen das Oberkommando Mitte der deutschen Wehrmacht, sieben Divisionen gegen sie aufzubieten. Die gewachsene Kampfkraft der Partisanenformationen und die Wirksamkeit ihrer Aktionen mußte auch die Wehrmachtführung eingestehen. Der Befehlshaber der Sicherungstruppen und des rückwärtigen Heeresgebietes Mitte, General v. Schenckendorff, äußerte bei der Anforderung zusätzlicher Truppen für den Kampf gegen die Partisanen im April 1942, daß die Partisanenabteilungen, die früher nur geringe Stärken aufwiesen und kleinere Aktionen ausführten, jetzt in großen, militärisch ausgebildeten Einheiten operierten. Sie hätten schwere Infanteriewaffen in großer Zahl, teilweise sogar Artillerie und andere Bewaffnung. Sie seien zu Angriffsoperationen in der Lage und besäßen, wie es sich bei den Kampfhandlungen der 221. Sicherungsdivision gegen die Partisanen im Gebiet Jeliga gezeigt habe, voll und ganz die Kampfkraft regulärer Einheiten.

Während der Gegenoffensive der Roten Armee hinderten die Partisanen den zurückweichenden Gegner daran, materielle Werte zu vernichten oder zu rauben und retteten Sowjetbürger vor der Deportation. Die Partisanenabteilungen befreiten Ortschaften, besetzten Eisenbahnknotenpunkte, Brücken, Übersetzstellen und andere wichtige Objekte, hielten diese bis zum Eintreffen regulärer Truppen und informierten rechtzeitig über Handlungen der Okkupanten. Hinter den gegnerischen Linien erwiesen die Partisanen der Roten Armee große Hilfe im Kampf gegen die faschistischen deutschen Truppen im Winter 1941/42. Allein auf den Nachschubwegen des Gegners brachten sie 224 Züge zum Entgleisen, sprengten oder verbrannten etwa 650 Brücken und vernichteten oder beschädigten 1 850 Kraftfahrzeuge. Vom 1. Dezember 1941 bis 1. April 1942 wurde der Eisenbahnverkehr im Hinterland des Feindes auf verschiedenen Streckenabschnitten insgesamt für mehr als 180 Tage unterbrochen.

Die im Verlaufe des Großen Vaterländischen Krieges plan- und stabsmäßig geleiteten, mit den Plänen und Operationen der Roten Armee abgestimmten Aktionen der Partisaneneinheiten beeinflußten die Lage nicht nur vorübergehend und nicht nur in einigen Gebieten. Sie waren mitentscheidend für die Operationen ganzer Armeen und Heeresgruppen, für den Ausgang des Krieges.

Illustration: Heinz Rode
Redaktion: Major Ulrich Fink

Welchen Todes starb der Wolf zu der Gebrüder Grimms Zeiten?

Diese Rotkäppchen-Preisfrage stand am Ende unserer Besprechung zu der Peter-Muzeniek-Grafik „Weil es den bösen Wolf noch gibt" in der AR-Bildkunst des Septemberheftes 1986.

„Nach einschlägigem Studium der Literatur starb der Wolf zu der Gebrüder Grimms Zeiten nach b) und c)", fand Familie Goldschmidt aus Dessau heraus – und damit des Rätsels richtige Lösung. Um spitzfindigen Ausdeutungen durch Witzbolde vorzubeugen: Natürlich waren es die Goldschmidts und nicht der Wolf, die sich des „einschlägigen Studiums" befleißigten. Daß an b) und (oder) c) nicht zu deuteln ist, daß der Wolf weder in den Brunnen fiel noch ihn eine Kugel des Jägers ereilte oder er gar „durch die Erschießung des Jägers" zu Tode kam, dafür verbürgen sich „Die Märchen der Brüder Grimm", Verlag Neues Leben Berlin.
Apropos Witzbolde: Können Sie sich erklären, warum es viele Leser – entgegen bisheriger Gepflogenheit – nicht allein beim Erraten des Rätsels beließen, sondern sich darüber hinaus ihren eigenen lustigen Reim auf des bösen Wolfes Ende machten oder es für wichtig hielten, ihre persönliche Meinung zu Rätsel und Grafik kundzutun? Wenn Sie's zu wissen glauben, dann helfen Sie uns doch mal auf die Sprünge. Vielleicht auch im Interesse künftiger Preisrätsel.
Hier nun aber die „Rotkäppchen"-Gewinner: Eine Originalgrafik mit Widmung erhielten Roland Böhme, Bad Dürrenberg; Ute Lienow, Rostock; Rosemarie Hackebeil, Leipzig; J. Götschmann, Dresden; Birgit Spitzner, Plauen; Gitta Stober, Gera; R. Reschke, Schildow; Heinz Püschel, Altenberg/Erzgeb.; K.-H. Friedrich, Babelsberg; Lutz Senf, Berlin.

*

Rotkäppchen, taufrisch und schön, / wollte wieder mal ihre Oma sehen. / Lief mit dem Körbchen durch den Wald. / Sie hatte Pech, es regnete bald. / Durchnäßt ist sie dann angekommen, / hat das Kleid vom Körper genommen. / Vor Omas Bett stand sie splitternackt. / Der inhaltsschwere Wolf erlitt – Herzinfarkt!
Leutnant d. R. Carsten Hacker, Dresden

Der Wolf starb durch die Erschießung des Jägers.
Maat Rex Basilius

Grafik und Text finde ich sehr gut.
Stabsmatrose Siebert

Mein Vati hat mir die Zinkographie erklärt, und ich habe ihm das Märchen zu Ende erzählt.
Ramon Roßbach (5 Jahre), Schönbrunn

Dieses Muzeniek-Rotkäppchen gefällt mir wahnsinnig gut.
Unteroffizier Kolberg

Alle Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere wünschen sich diese Zinkographie für den Batterieklub.
Einheit Pflaum

Da ich auch zu den Jägern gehöre, die bereitstehen, um den Wolf zu zähmen, finde ich die Grafik und die erläuternden Worte sehr gelungen und aktuell. Ich hoffe, daß es in unserem Lande auch weiterhin viele Künstler geben wird, die so oder auf andere Weise gegen den „bösen Wolf" Partei ergreifen.
Oberleutnant A. Thierbach

Vermutlich wird der Wolf beim Anblick dieses Rotkäppchens Herzbeschwerden bekommen. Entscheidet er sich noch dazu, Rotkäppchen nicht zu fressen, sondern zu „vernaschen", ist sein Schicksal besiegelt.
W. Schmidt, Dessau

Dieses Rotkäppchen eignet sich sehr schön zum Ausschmücken des Klubraums.
Arco Lange, Netzeband

Im Interesse der NVA arbeite ich täglich mit Jugendlichen, wobei mir das Bild sehr helfen wird.
K. Koch, Erfurt

Der Wolf soff Rotkäppchens Wein aus und stürzte im Delirium in den Brunnen.
Gabriele Wend und Kollektiv, Berlin

Der Jäger hat ihn in den Sack gesteckt und in den Tierpark gebracht.
Peter Friedrich, Berlin

Diese Grafik hat mich echt begeistert und verleitet, diesen Brief sogar unter Mißbrauch meiner Dienstzeit zu schreiben ... Obwohl Vater zweier Kinder, mußte ich bei der Lösung doch regelrecht raten. Als ordentlicher Jäger tippe ich auf a).
Oberleutnant Klaus Jäger

Mit formschönen Äpfeln, im Korb Kuchen und Wein, / so stellte sich Rotkäppchen am Truppenübungsplatz ein. / Die Oma mag warten, ging ihr durch den Sinn. / Es genügt, wenn ich abends bei ihr bin. / Mit formschönen Äpfeln, ohne Kuchen und Wein, / so stellte sich Rotkäppchen in der Hütte spät ein. / Die Oma war verschwunden, der Jäger auch, / sie küßten sich beide unterm Holunderstrauch. / Vom Wolf war weit und breit keine Spur. / Den gibt es in alten Märchen nur!
Leutnant D. Hacker

Das Rätsel war schwer, / die Lösung mußte her. / Ertrank der Wolf im Trog, / fiel er mit Steinen in den Tod? / Nein, der Jäger schoß ihn ab / und rettete damit knapp / das Rotkäppchen und die Oma, / sie lagen schon im Koma. / Der Jäger ward der Sieger, / er wurde später Flieger / in einem Jagdgeschwader. / Nun Schluß mit dem Gehader!
Stefan Jänicke, Frankfurt/Oder



Bergung einer 122-mm-Haubitze

Bild: Ernst Gebauer





PFEILSCHNELL UND MOBIL

Pfeilschnell sind sie wahrhaftig, die Soldaten dieser Batterie der polnischen Truppenluftabwehr. Schnell genug, um ihre anspruchsvolle Gefechtstechnik zu beherrschen, die fahr- und schwimmbaren Startrampen mit den Containern für vier Strela-Raketen. Und Strela heißt nicht nur im Russischen, sondern auch in der polnischen Sprache ganz einfach Pfeil. Und mobil, beweglich also, sind nicht nur die Kampffahrzeuge, sondern auch deren Besatzungen. Nicht um-

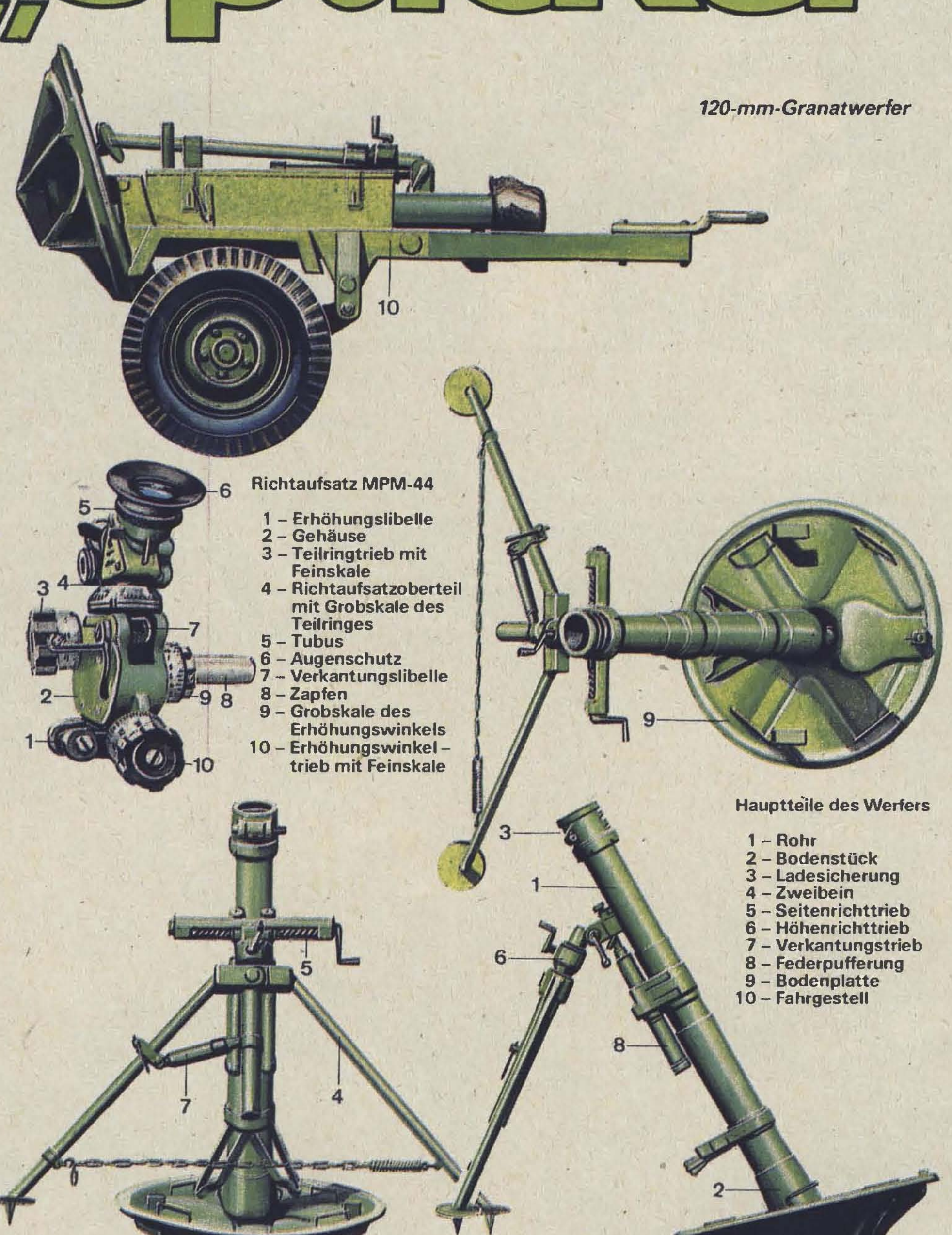




sonst nennt man die Männer von Oberleutnant Bohdan Gołuch, die wir auf unseren Fotos sehen, die Pokal-Batterie. In jedem Jahr finden bei unseren polnischen Waffenbrüdern, ähnlich wie bei uns, Pokalwettkämpfe der Truppenluftabwehr statt. Und Bohdan Gołuchs Männer haben bereits Regiments-, Verbands- und Militärbezirkspokal im Batterieklub stehen. Und was ist im ausstehenden Wettbewerb der Polnischen Armee? Nur nichts beschreien, sagen da die Jungen, denn ein bißchen abergläubisch sind sie schon, die Techniker und Mathematiker. Im letzten Jahr belegten sie den dritten Platz. Und das mit dem jüngsten Team. Bei einem Grundwehrdienst von zwei Jahren sind die Teilnehmer des vergangenen Jahres wieder in der Batteriemannschaft dabei. Und sie wollen beweisen, daß man mit ihnen und ihren Pfeilen beim Schutz des Friedens rechnen kann.

Bild:
Bogdan Bartnikowski

„Spucker"



120-mm-Granatwerfer
10
Richtaufsatz MPM-44
1 – Erhöhungslibelle
2 – Gehäuse
3 – Teilringtrieb mit Feinskale
4 – Richtaufsatzoberteil mit Grobskale des Teilringes
5 – Tubus
6 – Augenschutz
7 – Verkantungslibelle
8 – Zapfen
9 – Grobskale des Erhöhungswinkels
10 – Erhöhungswinkeltrieb mit Feinskale
Hauptteile des Werfers
1 – Rohr
2 – Bodenstück
3 – Ladesicherung
4 – Zweibein
5 – Seitenrichttrieb
6 – Höhenrichttrieb
7 – Verkantungstrieb
8 – Federpufferung
9 – Bodenplatte
10 – Fahrgestell

Ein Granatwerfer – das ist eine Steilfeuerwaffe ohne Rücklaufeinrichtung, gedacht für das Verschießen von Wurfgranaten. Den ersten Granatwerfer konstruierte 1904 der russische Artillerist Leonid Gobjato. Seitdem wurden diese Waffen zu einem ganz spezifischen Artilleriegeschütztyp entwickelt. Granatwerfer haben meist ein glattes Rohr und sind mit einer Bodenplatte versehen. Mit ihnen werden Wurfgranaten verschossen, deren Fluglage durch am Flügelschaft angebrachte Bleche stabilisiert wird.

Im modernen Gefecht können Granatwerfer in jeder beliebigen Situation als bodenständige Waffe eingesetzt werden. Stellen wir uns dies an einem Beispiel vor. Artillerieaufklärer haben eine Marschkolonne des Gegners ausgemacht; gepanzerte Fahrzeuge, Geschoßwerfer und Rohrartillerie. Sie hat soeben einen offenen Geländeabschnitt mit hoher Geschwindigkeit überwunden und jetzt Deckung in einer weitläufigen Schlucht gefunden. Aus dem Verhalten schließen die Aufklärer – der Feind bereitet sich auf einen Angriff vor. Um seine Absicht zu durchkreuzen, kann es nur eins geben – dieses wichtige Ziel zu vernichten. Aber womit? Der Kommandeur muß dazu natürlich Feuermittel auswählen, die das Ziel zuverlässig und in kürzester Zeit vernichten. Am schnellsten einsetzbar wären die Kanonen. Sie stehen unweit des Gefechtsstandes in offenen Feuerstellungen – bereit, zu beliebiger Zeit das Feuer zu eröffnen. Schließlich sind es bis zu den Zielen nur rund 500 m. Allerdings Luftlinie! Und da liegt das Problem. Denn in unserem Fall würden ihre Artilleriegeschosse nicht treffen, weil sie sich auf einer zu flachen Flugbahn bewegen.

Dann vielleicht Flugzeuge anfordern? Nein, zu umständlich! Denn um den Gegner zu überraschen, müßte das Feuer möglichst sofort eröffnet werden. Aber da ist noch die Granatwerferbatterie! Ihre Wurfgranaten könnten die Schlucht mühelos er-



Die Granaten für den „Hundertzwanziger" bereitet der Munitionskanonier vor und läßt sie von oben in das Rohr gleiten

reichen. Denn beim Schießen auf derart kurze Entfernungen mit einer Rohrerhöhung von rund 80 Grad wäre die Flugbahn der Granaten entsprechend steil. Granatwerfer lassen sich erfolgreich einsetzen zum Bekämpfen lebender Kräfte und Technik des Gegners, die sich sowohl im offenen Gelände als auch in Stellungen, Schützengräben, Befehlsständen, Deckungen, in Schluchten, Talsenken befinden. Der besondere Vorteil dieser Waffen besteht darin, daß sie auch an schwer zugänglichen Punkten, beispielsweise im Gebirge, in Stellung gebracht werden können. In den Streitkräften des Warschauer Vertrages gibt es Granatwerfer verschiedener Kaliber und Konstruktion: 82-, 120-, 160-mm und andere.



120-mm-Granatwerfer-Batterie der Sowjetarmee beim Feuern

Zur Lösung der als Beispiel beschriebenen Aufgabe könnte der Kommandeur vielleicht seine „Hundertzwanziger" einsetzen. Sie sind sehr beweglich, erreichen eine hohe Feuergeschwindigkeit, und ihre Granaten besitzen große Zerstörungskraft. Machen wir uns also zunächst mit den Gefechtsmöglichkeiten dieses Werfers bekannt. Zuerst zur Schußentfernung: Sie beträgt maximal 7200 m. Und die kleinste liegt bei 460 m. Daraus läßt sich schon eine wichtige Gefechtseigenschaft der Waffe ableiten: Es gibt praktisch in diesem Entfernungsbereich kein unerreichbares Ziel für den Werfer. Beachtlich ist auch seine Feuerkraft. Bedenken wir, daß eine Batterie über sechs Granatwerfer verfügt, die Feuergeschwindigkeit 10 Schuß in der Minute beträgt und eine Granate 16 kg wiegt. Das bedeutet, daß bei zusammengefaßtem Feuer der Batterie in einer Minute 60 Granaten mit einer Gesamtmasse von 960 kg im Zielraum einschlagen. Solch ein Feuerhagel vermag dem Gegner schon beträchtliche Verluste zuzufügen.

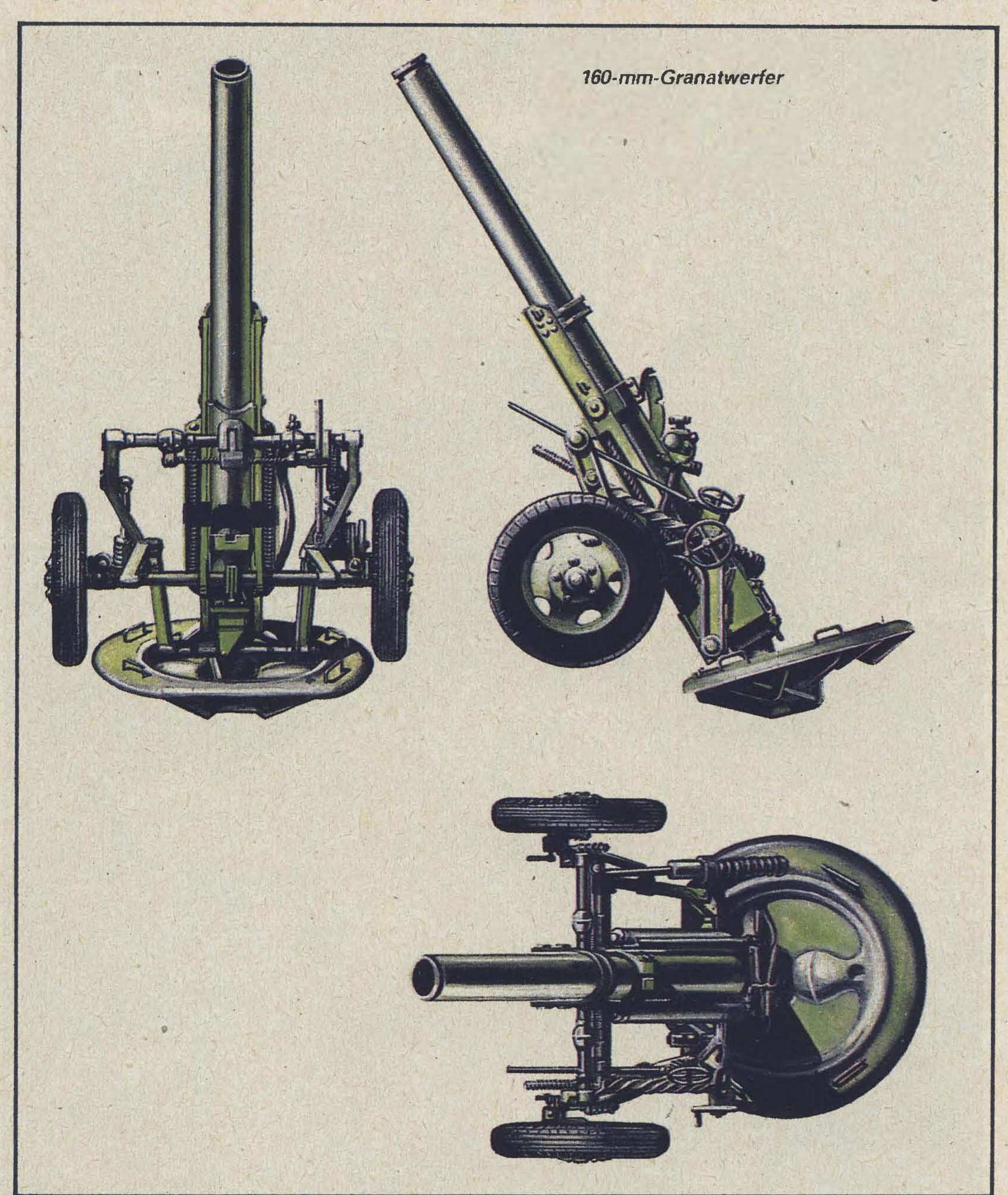
Den Werfer in Stellung zu bringen, bedarf keiner großen Mühe. Gut ausgebildete Bedienungen schaffen das in weniger als einer Minute, da die Masse des Granatwerfers relativ gering ist. Vergleichsweise könnte man die 122-mm-Haubitze vom Kaliber her zur „Nahbereichs"-Artillerie zählen. Und obwohl sie sich im Kaliber um nur zwei Millimeter unterscheiden, ist die Steilfeuerwaffe doch neunmal leichter als die Haubitze.

Granatwerfer gehören zur Gruppe der sogenannten Vorderladerwaffen. Das heißt, der Munitionskanonier läßt die Granate von oben in das glatte Rohr gleiten, mit dem Flügelschaft zuerst. Die Granate rutscht unter der Last ihrer eigenen Masse im Rohr auf den Bolzen der Schlageinrichtung, und schon kann sie abgeschossen werden. Dieser Vor-

gang dauert nur sechs Sekunden. Was bedeutet, daß das Rohr alle sechs Sekunden eine Granate „ausspucken" kann.

Von besonderer Bedeutung für die Funktionstüchtigkeit der Granatwerfer und ihren sicheren Einsatz ist ein spezieller Schutz vor zweifachem Laden, die Ladesicherung. Während der Feuerführung mit älteren Waffen war es nämlich nicht selten vorgekommen, daß auf einen im Rohr verbliebenen Versager eine zweite Wurfgranate gesetzt wurde, was Rohrkrepierer herbeiführte und die Granatwerferbedienung höchster Gefahr aussetzte. Die Sicherung besteht nun darin, daß die Rohrmündung mit einem metallenen „Fähnchen" verschlossen wird, wenn sich bereits eine Wurfgranate im Rohr befindet, und somit keine zweite geladen werden kann.

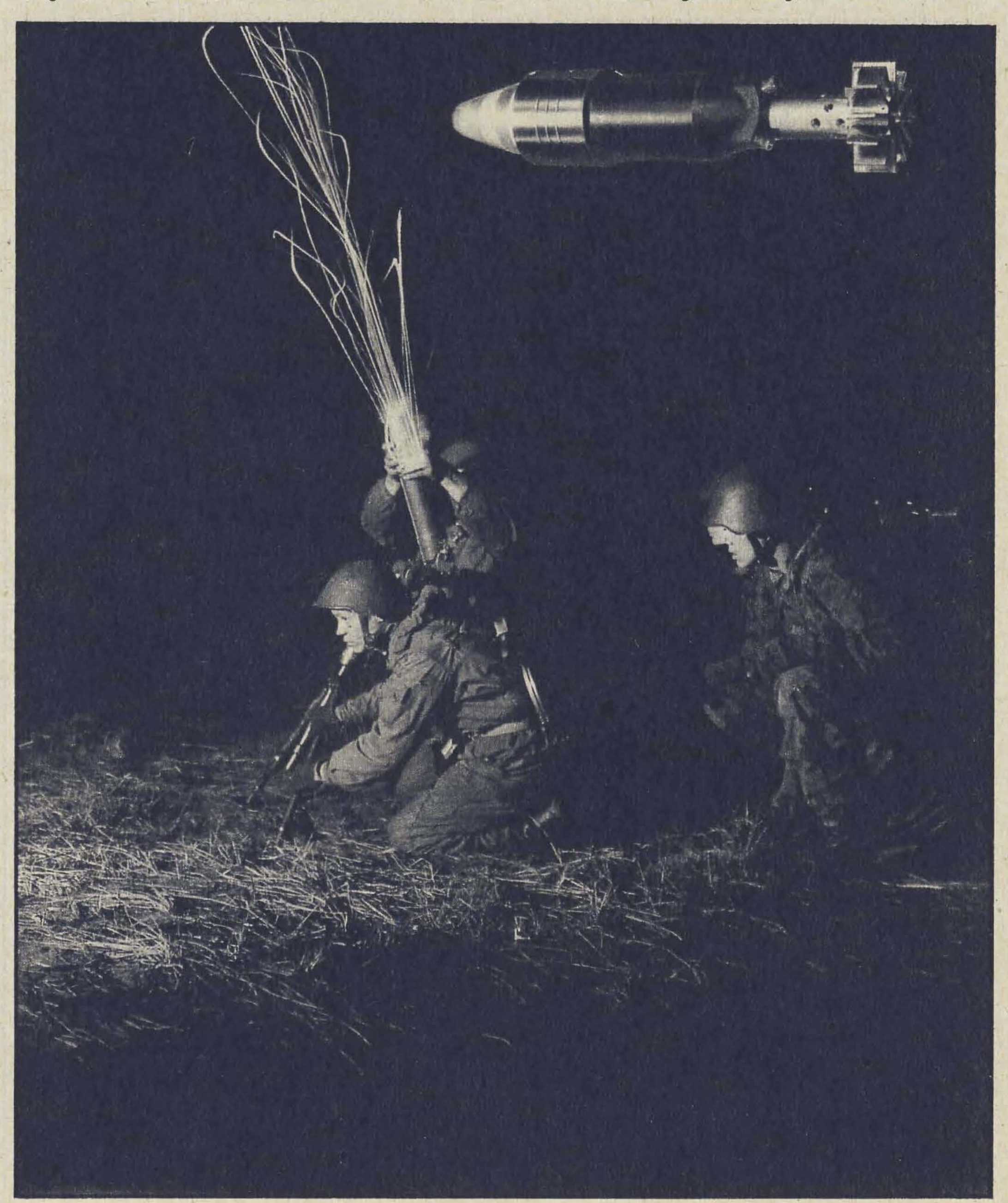
Gewissermaßen der kleinere Bruder der Hundertzwanziger ist der 82-mm-Granatwerfer. Für seinen Transport benötigen die Artilleristen nicht einmal ein Zugmit-


160-mm-Granatwerfer

tel. Denn mit wenigen Handgriffen können sie ihre Waffe in drei Teile zerlegen. Ein Soldat nimmt das Rohr, ein anderer die Zweibeinlafette über die Schulter, der dritte packt die Bodenplatte, während der vierte die Munition schleppt – und vorwärts geht's.

Seine relativ geringe Masse – insgesamt kaum mehr als 50 Kilogramm –, die Möglichkeit zum schnellen Beziehen neuer Feuerstellungen und die kurze Zeitspanne, die die Bedienung bis zur Feuereröffnung benötigt, sind die wichtigsten Vorteile dieses recht „handlichen" Granatwerfers. Ob im Gebirge oder in der Steppe, ob in Wäldern oder Sümpfen – überall kann der 82-mm-Werfer eingesetzt werden. Seine größte Schußweite beträgt 3040 und seine geringste 100 m.

Mit ihrem „Spucker" können die Granatwerferbedienungen recht schnell das Feuer von einer in die andere Richtung verlegen und den Gegner erfolgreich bekämpfen. Beträgt doch die Feuergeschwindigkeit der Waffe bis zu



Nachtschießen mit dem 82-mm-Werfer. Oben rechts die Wurfgranate

25 Schuß in der Minute. Jede Splittergranate wiegt 3,31 kg.

Und wenn es gilt, feste Stein-, Erd- und Holzbefestigungen, Brücken oder betonierte Feldbefestigungsanlagen des Gegners zu zerstören? Für die Erfüllung solcher Aufgaben gibt es auch Granatwerfer. Schwerere, mit größerem Kaliber; beispielsweise 160 mm. Die Abschußmasse seiner Granaten beträgt 41,14 kg, und die bringen neun Kilogramm Sprengstoff ins Ziel. Die Detonation einer solchen Granate reißt bis eineinhalb Meter tiefe und vier Meter breite Trichter auf. Dabei werden mehr als sechs Kubikmeter mittelfestes Erdreich in die Luft geschleudert. Die größte Schußentfernung des 160-mm-Werfers liegt bei 8 040, die geringste bei 750 m. Die Feuergeschwindigkeit beträgt drei Schuß in der Minute. Im Gegensatz zu seinen kleineren „Geschwistern" wird der schwere Granatwerfer nicht von vorn, sondern vom Bodenstück her geladen.

Nicht von herkömmlichen Granatwerfern abgeleitet, aber dennoch als solcher bezeichnet wird der automatische AGS-17. Mit ihm verfügen sowjetische mot. Schützeneinheiten seit wenigen Jahren über eine neuartige Dauerfeuerwaffe. Bei ihr erfolgen alle Ladeoperationen selbständig, wozu die beim Schuß frei werdende Energie der Pulvergase ausgenutzt wird. Der AGS-17 ist ein Rückstoßlader. Damit kann der Schütze sowohl kurze und lange Feuerstöße abgeben als auch Dauerfeuer schießen. Zu den Hauptteilen des Werfers gehören Waffe und Lafette sowie Richttriebe und der Richtaufsatz. Mit wenigen Handgriffen kann die Dreibeinlafette zusammengelegt werden. Für die Waffe selbst gibt es eine vom Schützen auf dem Rücken zu tragende Transporttasche.

Seit ihrem ersten Einsatz im Russisch-Japanischen Krieg (1904–1905) wurden die Granatwerfer ständig vervollkommnet. Neue Metallegierungen halfen, ihre Masse zu verringern, neuartige Wurfgranaten erhöhten ihre Wirkung. So haben sich die „Spucker" bis heute zu einer vielseitig verwendbaren, von Artilleristen wie auch von mot. Schützen geschätzten Artilleriewaffe entwickelt.

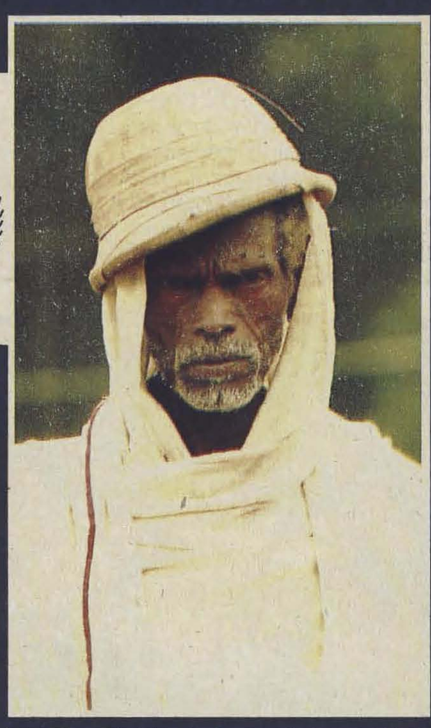
Text: Übersetzt aus „Sowjetische Militärrevue", redaktionell bearbeitet
Bild: Archiv, AR/Gebauer, MBD/Wehlisch, VA/Kopenhagen
Zeichnungen: Heinz Rode

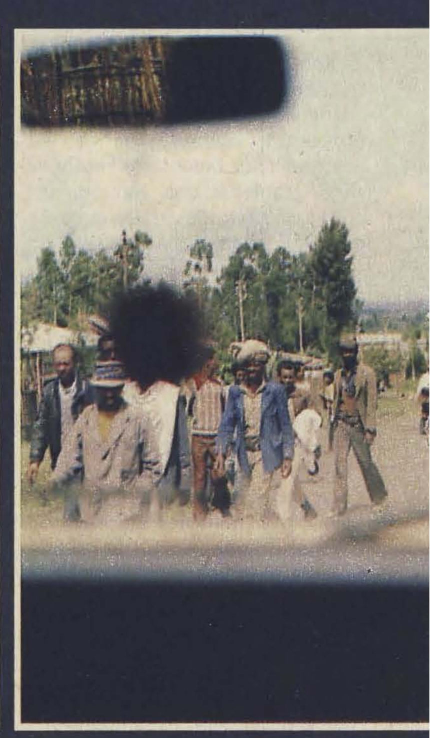




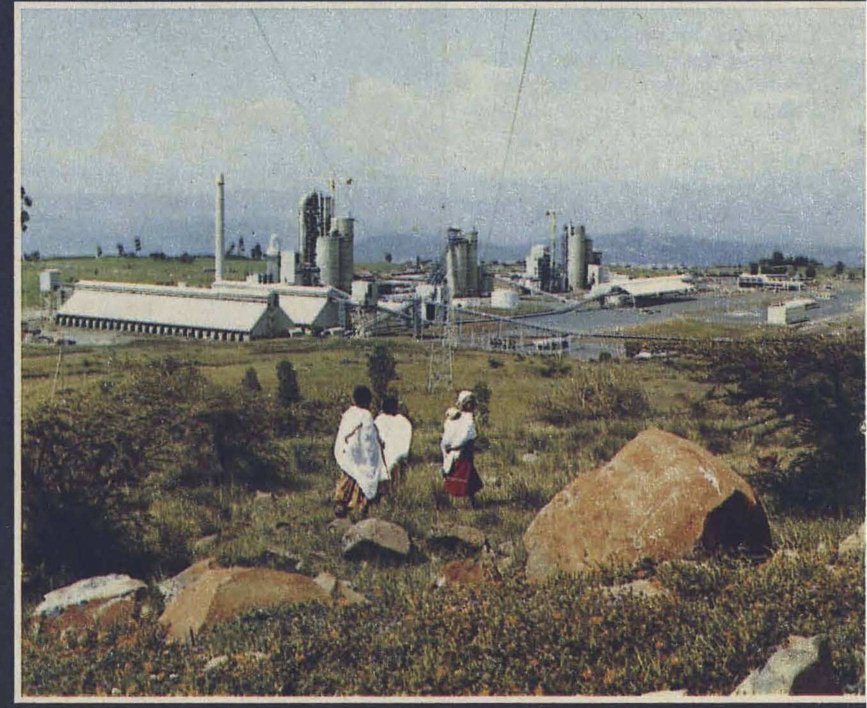
160-mm-Granatwerfer
AGS-17 in Feuerstellung







Zu den Ereignissen in der mehrtausendjährigen Geschichte ihres Landes, zu den tiefgreifenden Veränderungen seit der Revolution von 1974, zu den anspruchsvollen Zielen auf dem sozialistischen Entwicklungsweg sagen die Äthiopier



TIGLACHIN

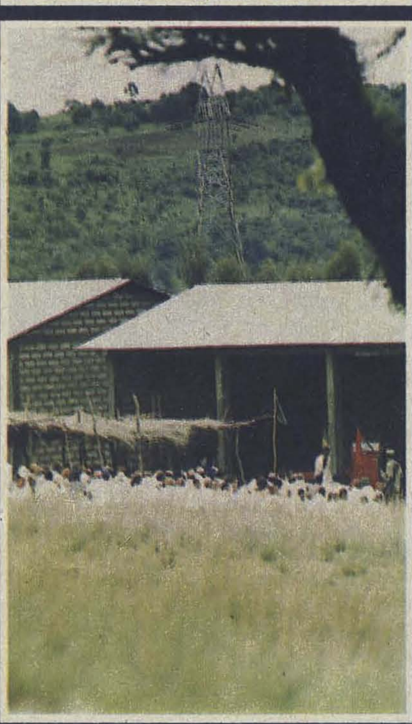














UNSER KAMPF

Oberstleutnant Bernd Schilling berichtet von seiner Reise in das Land am Horn von Afrika und zu dessen Revolutionären Streitkräften

☆☆☆☆☆

Von dem griechischen aithiopes – braune Gesichter – wird der Name des ostafrikanischen Landes abgeleitet. Seit dem Sieg der Volksrevolution strebt Äthiopien unter Führung der Partei der Werktätigen (WPE) in der Wirtschaft danach, langfristig Voraussetzungen zur Selbstversorgung des Landes zu schaffen. Bei diesem Vorhaben helfen die Bruderstaaten. Das Zementwerk New Mugher hat die DDR mit kubanischen und äthiopischen Partnern errichtet. Soldat Ayelew, ein 20jähriger Bauernsohn, dient drei Jahre als Fallschirmjäger in Debre Zeyt.

Beyenne Msaski lenkt unseren „Land cruiser", ein allradgetriebenes Asphaltschiff mit 4230-cm³-Motor, durch die südöstlichen Randgebiete Addis Abebas in Richtung Debre Zeyt. Unser Ziel – eine Ausbildungsbasis der Luftstreitkräfte – sei zwar nicht mehr als 40 Kilometer entfernt, aber wir würden wohl mehr als eine Stunde dafür brauchen, meint mein ständiger Begleiter Leutnant Lemma Belayneh. Das ist nicht schwer einzusehen. Besonders im Bereich der Viehmärkte rechts und links der Straße ist bei dem quirligen Treiben schwer voranzukommen. Ziegen, Schafe und Rinder werden herden-



weise hierhergetrieben, um gegen bare Münze den Besitzer zu wechseln. Das Angebot, so scheint mir's, ist groß, sicher größer als die Nachfrage, denn das Einkommen der Äthiopier ist extrem niedrig und läßt Fleisch auf dem Speisezettel nicht oft zu.

Außerhalb der Stadt rollen wir zügiger, wenngleich Beyenne den Daumen nicht von der Hupe läßt. Die Überlandstraße ist Marschweg für Mensch und Tier – zum Markt, zu Feldarbeiten, für Transporte auf Tier- und Menschenrücken. Bald ist auch von den blauweißen Taxis nichts mehr zu sehen, die einen Großteil des städtischen Nahverkehrs abwickeln. Auf dem Land hat das Taxi einen 1-PS-Hafermotor. Gari heißt das einspännige, einachsige Fuhrwerk, das durch ein Nummernschild seine behördliche Registrierung nachweist und zwei Fahrgästen für geringes Entgelt Platz bietet. Ohne Schutz vor Wind und Wetter, versteht sich.

Das Zementwerk in den Wolken

Wiederholt werde ich auf Industriebetriebe aufmerksam, meist kleine zwar, aber eben auffällig in der ansonsten rein agrarischen Umgebung. Eine Eisengießerei – die erste moderne. Eine Textilfabrik – zur Garnverarbeitung. Ein Baustoffbetrieb – fertigt Teile für den Wohnungsbau. Leutnant Lemma kennt sie alle. Mit einem weitaus bedeutenderen Werk hatte ich bereits Bekanntschaft gemacht, noch bevor ich äthiopischen Boden unter den Füßen spürte. Auf dem Flug hatte ein vollbärtiger Enddreißiger aus großer Höhe Ausschau nach den Schornsteinen „seines" Werkes gehalten: Wolfgang Teichler, Chefingenieur des Zementwerkes New Mugher, dessen Hauptauftragnehmer das Schwermaschinenbaukombinat „Ernst Thälmann" Magdeburg ist. Wolfgang erläuterte mir, was dieses Werk für das Land überm Äquator bedeutet: Einsparung von Devisen, denn Zement war bislang Importgut; Einsparung von Transportkapazität und Zeit, denn vom Hafen Assab am Roten Meer bis zur Hauptstadt sind es fast 1000 Kilometer, während Mugher vor den Toren von Addis liegt. „Allerdings", so Wolfgang, „auch nicht gerade verkehrsgünstig. Wir sind schon oft als Zementwerk in den Wolken bezeichnet worden. Stimmt ja auch. Unser Werk liegt auf einem Hochplateau. Die Zufahrtsstraße schraubt sich in endlosen Serpentinen aus einem 1000 Meter tiefer gelegenen Tal hinauf. Was hilft's. Man muß das Land nehmen, wie es ist, und man muß ihm geben, was es braucht. Mugher jedenfalls war der erste Schritt zur Selbstversorgung Äthiopiens mit Zement. 300000 Tonnen kann unser 70 Meter langer Drehrohrofen im Jahr bei voller Auslastung produzieren." Wenn Fakten stolz machen auf brüderliche Hilfe der DDR gegenüber Äthiopien, dann solche!

Wiederholt kreuzen wir eine Bahnstrecke. Stop – exakt ist: Wir kreuzen DIE Bahnstrecke, die Addis mit der Republik Djibouti am Roten Meer verbindet. 880 Kilometer lang, davon 781 Kilometer auf äthiopischem Boden, eingleisig und – schmalspurig. 1087 Kilometer Bahngleise hat das Land insgesamt nur. Das allein macht auf einen Engpaß im Transportwesen aufmerksam. Derzeit müssen 96 Prozent der Personen- und 93 Prozent der Gütertransporte auf der Straße rollen. Es rollt auch gut dort, wo es über die 4000 Kilometer asphaltierte Landstraße geht, und es rollt mit Hindernissen, wo nach dem Asphalt nur noch die Schotterpiste folgt. Das Land hat eine größte Nord-Süd-Ausdehnung von 1650 Kilometern und nahezu das gleiche von Ost nach West. 25000 Kilometer Straße insgesamt sind da nicht viel. Diese feudale Hinterlassenschaft erwies sich als riesiges Problem beim Kampf gegen die Dürre. 12 von 14 Regionen und Millionen Menschen waren betroffen. Rasche Versorgung der Hungernden war oftmals nur durch Flugzeuge möglich. Überlebensmittel aus der Luft! Auf Beschluß der Partei der Werktätigen werden jetzt nach einem weitreichenden Straßenbauprogramm Tausende Kilometer Wege neu geschaffen, vor allem dort, wo es feste Trassen überhaupt noch nicht gibt. Kampf an vielen Fronten zugleich – Tiglachin.

Militärische Dabos und Mortadella

Oberstleutnant Etafa Gutas Reich liegt am Rande von Debre Zeyt. Zwei große Leichtbauhallen und Lagerräume. Was hier gemacht wird, ist überhaupt nicht luftstreitkräftetypisch und doch unschwer zu erraten. Süßmilchig-kuchiger Duft von Frischgebackenem. Derart lukullisch eingestimmt, muß der Rundgang durch die erste Halle ernüchternd wirken. Nichts von Bäckerei. Werkzeuge und Gerätschaften weisen unmißverständlich auf fleischig. Der Oberstleutnant schafft Klarheit. Seine Einrichtung sei eine Art Musterbetrieb in den äthiopischen Luftstreitkräften, sie sei der Parteiauftrag, einen Agrar-Industrie-Komplex aufzubauen.

„Wir haben mehrere tausend Hektar Felder und Weideflächen und große Viehbestände, also entsprechende Voraussetzungen, um Getreide anzubauen, Mehl zu produzieren, Rinderherden zu halten, Schweine zu züchten und das Fleisch zu verwerten", berichtet er. Und: „Wir arbeiten nicht nur für den militärischen Bedarf, sondern wir versorgen auch die Bevölkerung der Umgebung." Das erklärt mir auch die Zusammensetzung der „Belegschaft". Unter der Anleitung von Berufssoldaten arbeiten hier etwa 80 Frauen und Männer aus den umliegenden Orten.

Peinliche Sauberkeit in der etwa 30 Meter langen Fleischerhalle. Auch ich muß meine armee-



schwarzen Halbhohen einer Dichteprobe unterziehen. Ohne Tauchbad im Desinfektionsmittel führt kein Weg in die Schlachträume, die Räucheranlage, die Tiefkühl- und Gefrierbereiche. „30 000 Kilogramm, und zwar 80 Prozent Rind- und 20 Prozent Schweinefleisch für Wurst, kommen monatlich unters Messer", meint Oberstleutnant Etafa. Er läßt aus einem Kühlraum gußeiserne Formen von etwa 40 Zentimeter Durchmesser und 30 Zentimeter Höhe holen und aufschrauben. Zartrosaweiß leuchten mir Mortadella und Schinken entgegen. Und ein Duft – delikat!

Die Bäckerei bringt mir ein ganz besonderes Erlebnis: tropische Wärme in über 2 000 Meter Höhenlage! Aus der klaren, kühlen Hochlandluft zwei Schritte zwischen Mehlsieben und Teigwirkmaschinen, und schon stehe ich im eigenen Schweiß. 45 Grad Celsius sind Nebenprodukt einer 20 Meter langen hochmodernen, automatischen Backlinie. Handarbeit gibt es dennoch. Sefu Haile Georgis, ein 19jähriger Militärangehöriger und ausgebildeter Bäcker, wiegt den Teig für jeweils 30 Dabos ab. So heißen die 100-Gramm-Brötchen, die nach 20 Minuten Backzeit in einen offenen Behälter purzeln. Hier kühlen sie ab, werden in Säcke abgezählt und zur Verteilung – auch das ist Bestandteil der militärischen Organisation – bereitgestellt. „Am besten schmecken sie warm", meint Genosse Etafa. Keine Silbe dagegen. Ich habe die Probe aufs Exempel machen können. Eine herzhaftere „Schrippe" von solcher Frische, Weiße und Größe genoß ich noch nie!

Afrikas beste Piloten

Die Angehörigen der äthiopischen Luftstreitkräfte haben ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Das spüre ich, als mich Leutnant Ulfata Legesse, Politoffizier an der Offiziersschule in Debre Zeyt, zur Flugausbildungsstaffel geleitet. Ein rotes Schild über dem Eingang des mit Palmen bewachsenen Innenhofes eines luftigen freundlichen Neubaus weist jeden darauf hin, daß durch diese Pforten Afrikas bestausgebildete Piloten gehen. Das ist ein Anspruch! Und natürlich für die hier lernenden Offiziersschüler täglich mahnender Nadelstich, ihr Bestes zu geben.

Leutnant Assefa ist einer der Ausbilder, die ihren Weg unter diesem Motto ausschließlich in den äthiopischen Luftstreitkräften gegangen sind. 900 Flugstunden kommen in seinem Nachweisbuch unter dem Strich zusammen, absolviert auf Schulflugzeugen und verschiedenen MiG-Typen. Auf der linken Brustseite seines Overalls trägt Assefa ein Fliegersymbol. „Das ist die Klassifikation der Stufe 1", erklärt der Endzwanziger. „Jeder Pilot mit mindestens 250 Flugstunden erhält sie bei entsprechendem Leistungsnachweis." Seine 900 Stunden seien doch aber bedeutend mehr, wo wäre denn da die Grenze zur nächsten Stufe, interessiert mich. „Bei 1 200 Stunden und mindestens siebenjähriger Fliegerdienstzeit erhält der Pilot die Klassifizierung mit einem Stern, also die Stufe 2. Und die Stufe 3 mit Stern und Kranz gibt's erst bei 3000 Stunden und zwölfjähriger Zugehörigkeit." Das wären ja 125 Tage ununterbrochen in der Luft! Stimmt. Und trotzdem besitzen in der Staffel mehrere Genossen diese Klassifikation, z. B. der Kommandeur Oberst Dagne Kenea, der mich auf dem Rundgang begleitet.

Auf einer Wandzeitung Fotos und Namen von hier lernenden Offiziersschülern, die Porträts allerdings lückenhaft. Wieso? Leutnant Ulfata erklärt: „Nur sehr gute Studienleistungen berechtigen dazu, daß ein Offiziersschüler von der Wandzeitung auf seine Betrachter sieht." – Auf zwei der „sehr guten Gesichter" stoße ich beim Rundgang durch die sonnendurchfluteten Räume des Ausbildungszentrums. Die Offiziersschüler Ashakr Kebede und Yarit Sadek bereiten sich soeben auf „Flugstunden" im Simulator vor. Ashakr, der 20jährige, ist im 2. Studienjahr und hat wie fast alle seine Kameraden die 12. Klasse absolviert. Mit dem Fliegen kam er allerdings erst hier an der Schule in Berührung. Das ist der normale Weg eines jungen Piloten, denn eine flugvorbereitende Ausbildung vor der Offiziersschule gibt es in Äthiopien nicht. Wie aber entsteht dann so ein Berufswunsch? Ashakr meint: „Ich bin in Asella zu Hause. Das ist das Zentrum der Region Arsi, nur etwa 100 Kilometer von hier. Jeder von meinen Mitschülern, der sich auch fürs Militärische interessiert, wäre wohl so glücklich wie ich, wenn er Pilot werden könnte. Flieger – das ist das höchste. Jeder weiß, daß so ein Kämpfer kerngesund sein muß, daß er einen festen Willen zu höchsten Leistungen beim Lernen und bei der komplizierten technischen Ausbildung, daß er eine gute Auffassungsgabe haben muß. Darauf kann man schon stolz sein. Und dann muß man sich natürlich klar darüber sein, daß man dem Vaterland an besonders wichtiger Stelle dient. So schnell wie wir in der Luft mit unseren Kampfflugzeugen kann keiner zwischen Rotem Meer und Blauem Nil, zwischen den Wüstenebenen und dem zentralen Hochland zur Stelle sein, wenn es darum geht, die friedliche Entwicklung unseres Landes zu sichern." Mit Interesse nehmen die äthiopischen Flieger und besonders Oberst Dagne zur Kenntnis, wie bei uns in der GST die künftigen Militärflieger auf ihren Beruf vorbereitet und im Segel- und Motorflug geschult werden. Einen solchen Vorlauf wünschten sie sich auch.

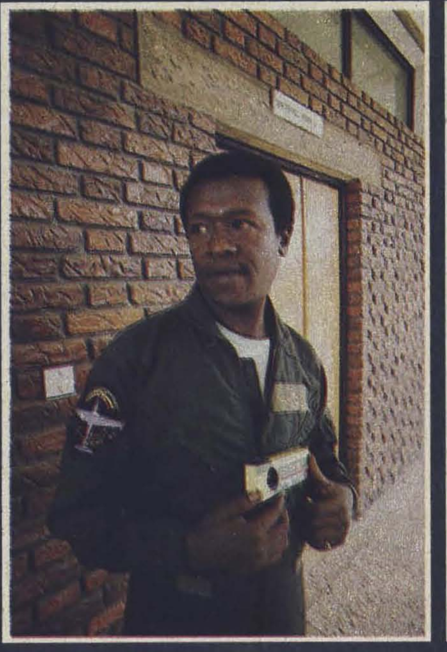
Das Heroes Centre

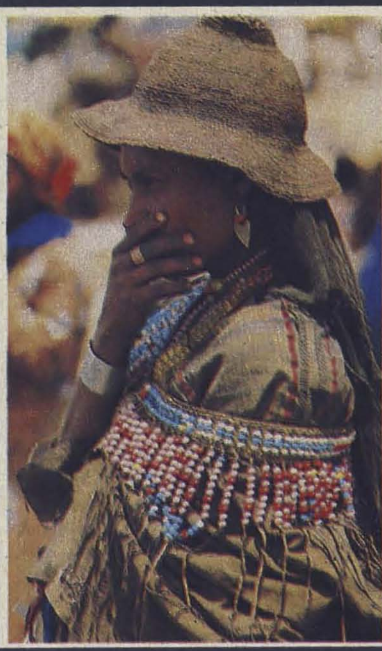
Debre Zeyt ist noch durch eine andere einmalige militärische Einrichtung in Äthiopien bekannt, durch das Heroes

☆☆☆☆☆

Das Ausbildungszentrum der äthiopischen Luftstreitkräfte in Debre Zeyt präsentiert sich als moderne Schule künftiger Militärflieger und zugleich als Versorgungsbasis für Soldaten und Einwohner. In der Bäckerei preßt Sorsa Tadesse mit einem Hebeldruck 30 Dabos in ihre Form. Leutnant Assefa hat sich zum Fluglehrer qualifiziert. Beim Rundgang in der Flugausbildungsstaffel dabei (v. l. n. r.): Leutnant Lemma, Oberst Dagne Kenea, Amharisch-Dolmetscherin Anne und Leutnant Ulfata Legesse. Marktgeschehen unterwegs. Meist werden landwirtschaftliche Produkte, hier Paprika, feilgeboten.

THROUGH THESE PORTALS
PASS
AFRICA'S FINEST PILOTS





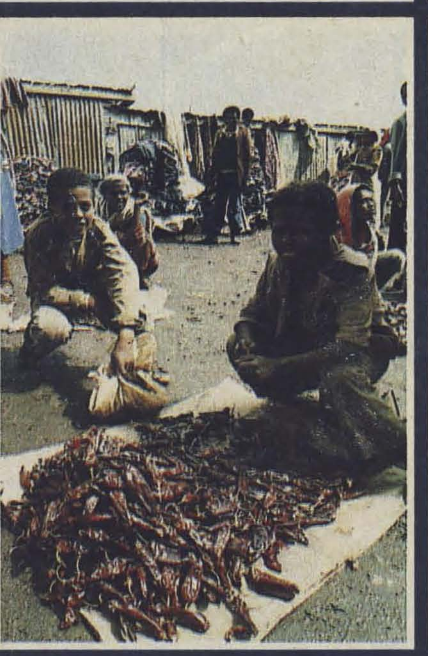


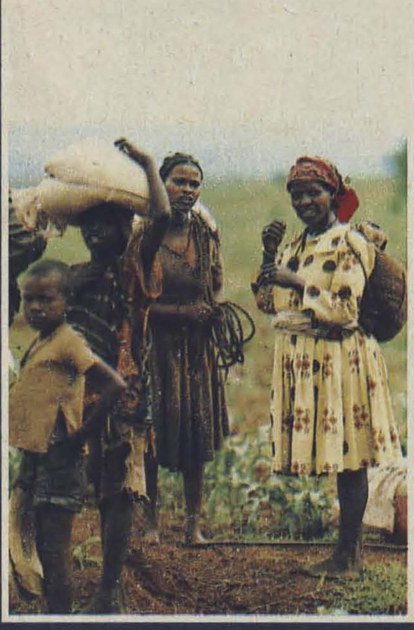
Centre, ein Rehabilitationszentrum für Kriegsversehrte. Es ist ein riesiges Areal von mitten in Plantagen gelegenen Flachbauten, das wir durchfahren. Daß hierher bedauerlicherweise auch im Jahre 1986 mancher junge Äthiopier eingeliefert werden mußte, das geht allein auf das Konto jener Konterrevolutionäre, die das Land spalten, die die sozialistische Entwicklung mit Waffengewalt aufhalten wollen. Vergebliche und untaugliche Versuche, sich an die Vergangenheit zu klammern.

Schmerzlich sind die Auswirkungen jener bewaffneten Auseinandersetzungen. Für die Betroffenen ohnehin, aber auch in mir berührt es viel. Junge Burschen, die









☆☆☆☆☆

mit nur einem Auge aus dicken Verbänden lugen, die mit schweren Amputationen oder Lähmungen an Rollstühle oder Krücken gefesselt sind. Das revolutionäre Äthiopien weiß, was es seinen Helden schuldig ist. Gründliche medizinische Betreuung und individuelle Ausbildung gehen einher mit der Eingliederung ins Berufsleben. Viele der Versehrten erlernen hier in Debre Zeyt Handwerkerberufe, sie bereiten sich auf Leitungstätigkeiten in Betrieben und Verwaltungen vor, entfalten ihre künstlerischen Talente bei landestypischen Schnitz- und Lederarbeiten, bei Goldstickereien, beim Weben, Tischlern, Schneidern, Flechten. Selbstverständlich bietet ihnen das Heroes Centre auch vielseitige kulturelle Möglichkeiten. Jede Rehabilitationsgruppe hat neben separaten Schlaf- und Arbeitsräumen auch einen eigenen Klub mit Fernsehapparat und Radio. Es gibt Filmvorführungen, und Kulturgruppen treten auf. Noch in guter Erinnerung ist meinen Begleitern der Besuch einer von Erich Honecker geleiteten Partei- und Regierungsdelegation. Die dabei an Direktor Molalign Belay überreichten Geschenke haben inzwischen ihren Beitrag zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Ausbildung dieser Helden Äthiopiens geleistet.

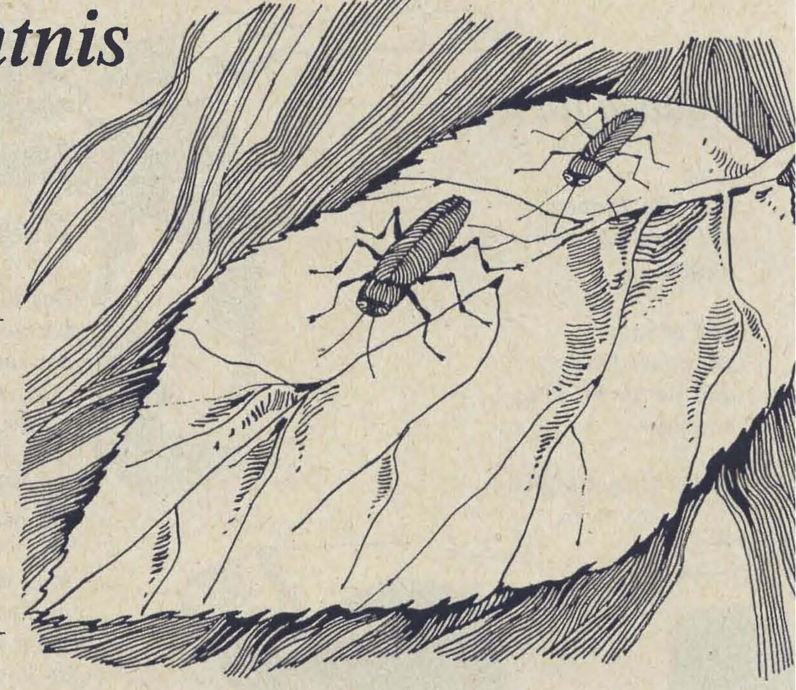
Bild:
Oberstleutnant
Bernd Schilling (12),
Bezab Ymer (3),
ZB (1), Archiv (1)



Bild: Wolfgang Fröbus

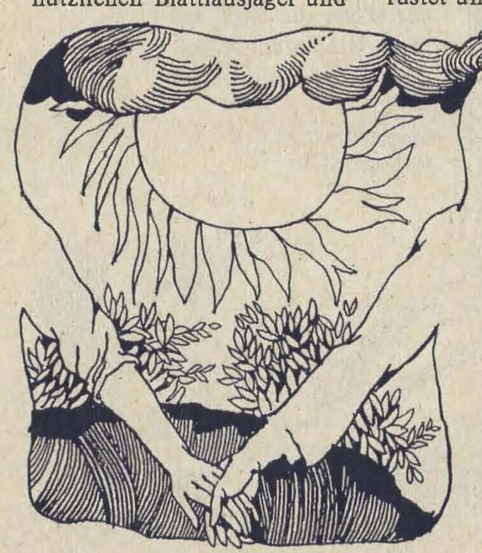


Erkenntnis



Ich liege am See und lese. Als ich meinen Blick über das Buch hinaushebe, sehe ich auf einem kräftigen Löwenzahnblatt vor mir zwei grünschillernde Käfer, deren Art ich nicht kenne. Mit ihren fadenförmigen Fühlern tasten sie zitternd das Blatt ab und bewegen sich nur langsam vorwärts. Ich beobachte sie und auch, daß der größere von ihnen nach jedem Vordringen sich zurückwendet, den kleineren, so scheint es, zu holen. Meine Phantasie spielt mit mir. Ich denke unwillkürlich an eine besorgte Mutter und bin fasziniert von diesen friedvollen Bildern, von der Schönheit dieser Kerlchen, der Sorge des Großen und der Aufmerksamkeit des Kleinen.
Nach einer Weile erreichen sie die derbe Spitze des Blattes. In dem Moment schwingt sich von dessen Unterseite ein mir Bekannter nach oben, ein Marienkäferchen. Eine Begegnung scheint unumgänglich. Doch was geschieht da? Der große Unbekannte stürzt sich auf den nützlichen Blattlausjäger und versucht mit winzigen, vorher von mir nicht gesehenen Zangen, das Flügelkleid zu brechen. Es gelingt ihm nicht, so daß er jetzt den Fünfpunkt behende auf den Rücken dreht. Zu zweit wollen sie sich nun an den Verzehr machen. Wer hätte das von den Grünschillernden gedacht? Ich bin entrüstet und befreie mit spitzen Fingern den Glückskäfer aus seiner tödlichen Umklammerung. Fern ist in diesem Augenblick mein Wissen um Naturgesetze und sehr nah die Erkenntnis, wie leicht es doch ist, sich von Äußerem blenden zu lassen.

Oberleutnant a. D.
Harald Linstädt



Durch Dich

So reich, wie Du mich siehst,
Habe niemals ich vor Dir gestanden;
Niemals habe ich vor Dir gestanden,
Ohne reich zu sein.
Doch gab es früher noch Momente,
In denen ich so arm,
Als ich Dich nicht zu denken wagte.
Und ich wußte nicht einmal
Wie reich ich werden kann.

Unteroffizier Andreas Knorr

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Karl Fischer

Tauben für uns

Vater
sieht die Tauben
seit mehr als vierzig Jahren
fliegen,

und er sagt,
gib ihnen Futter,
daß sie nie im Flug
ermüden.

Soldat Holger Müller



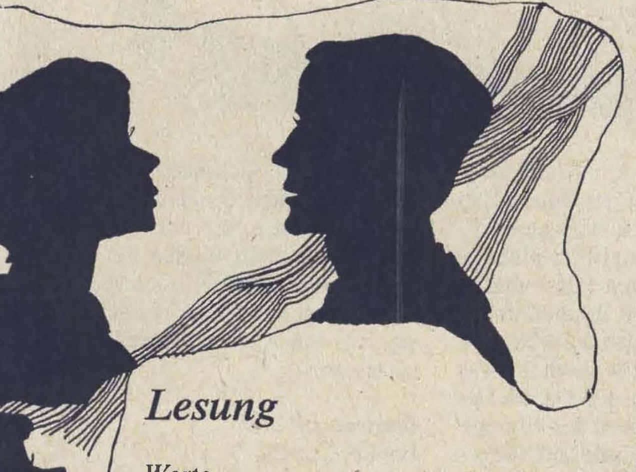
Reserve

Das Viertel eines Jahres
nochmal die Uniform –
das sind fast hundert Tage
in strenger, grauer Norm.
Getrennt von Frau und Kindern,
dem Werk, der Stadt am Fluß.
Das Viertel eines Jahres –
die Zeit ist lang.

Man ist nicht mehr so kernig,
im Sport nicht mehr so fit.
Beim Dauerlauf mit Söhnchen,
da kommt man kaum noch mit.
Schon damals war die Sturmbahn
kein Grund zur Heiterkeit.
Das Viertel eines Jahres –
die Zeit ist hart.

Das Viertel eines Jahres
nochmal die Uniform.
Warum die vielen Tage?
Warum die strenge Norm?
Es ist für Frau und Kinder,
das Werk, die Stadt am Fluß.
Das Viertel eines Jahres –
die Zeit ist nötig.

Stabsfeldwebel d. R.
Helmut Stöhr



Lesung

Worte,
die ich gesagt,
klingen seltsam fragend.

Gedanken,
für euch erdacht,
scheinen mir plötzlich zu klein.

Eure Fragen,
zu meinen Fragen,
sind für mich
vielleicht ein Anfang.

Oberleutnant Jens Naumann

Schritte



Der Schnee,
Kaum gefallen
Und noch nicht berührt,
Der schmolz in den Stunden
Aus wärmendem Licht.

Und was
Nicht floß durch die
Wehre der Genossen,
Zog von den Sohlen die
Spuren der Schritte.

Des Nachts,
Da gefroren
Im Frost die Spuren.
Der Morgen, der füllte
Nicht gleich sie mit Sand.

So sah ich
Plötzlich,
Wie viele Schritte
Von einem Tag zum
Anderen führen.

Unteroffizier d. R.
Kurt-Rudolf Böttger

Abends

Menschen müssen Kinder haben,
Liebste komm und schlaf mit mir.

Kinder müssen Frieden haben,
Liebste schlaf allein.

Soldat Ronald Gruner

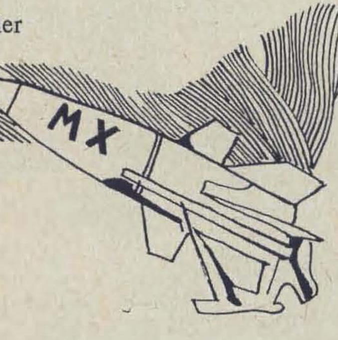


Verantwortungslos

Wer
den Erdball
zum Spielball
macht
und ihn mit Füßen tritt.

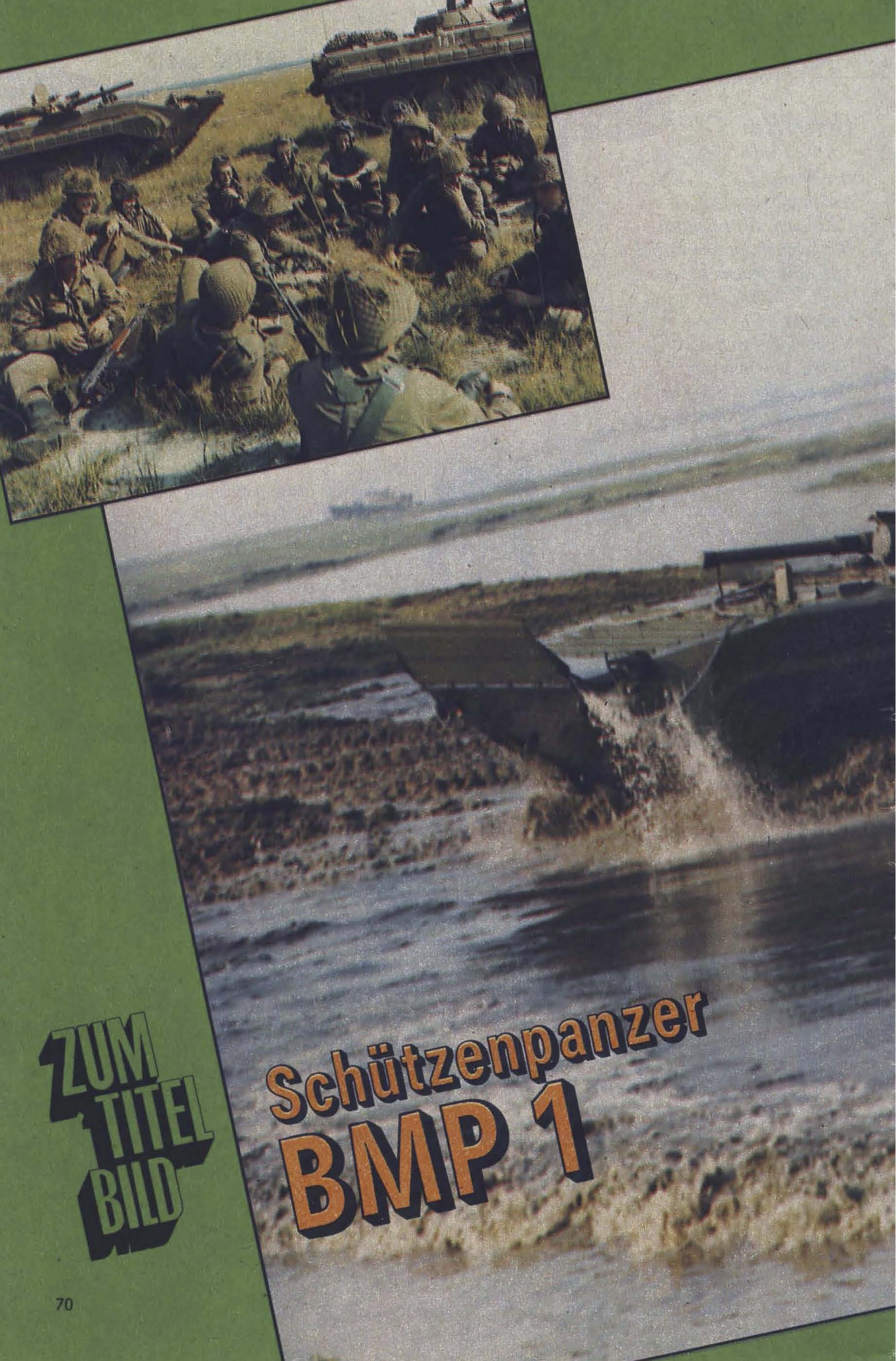
Soldat Holger Müller

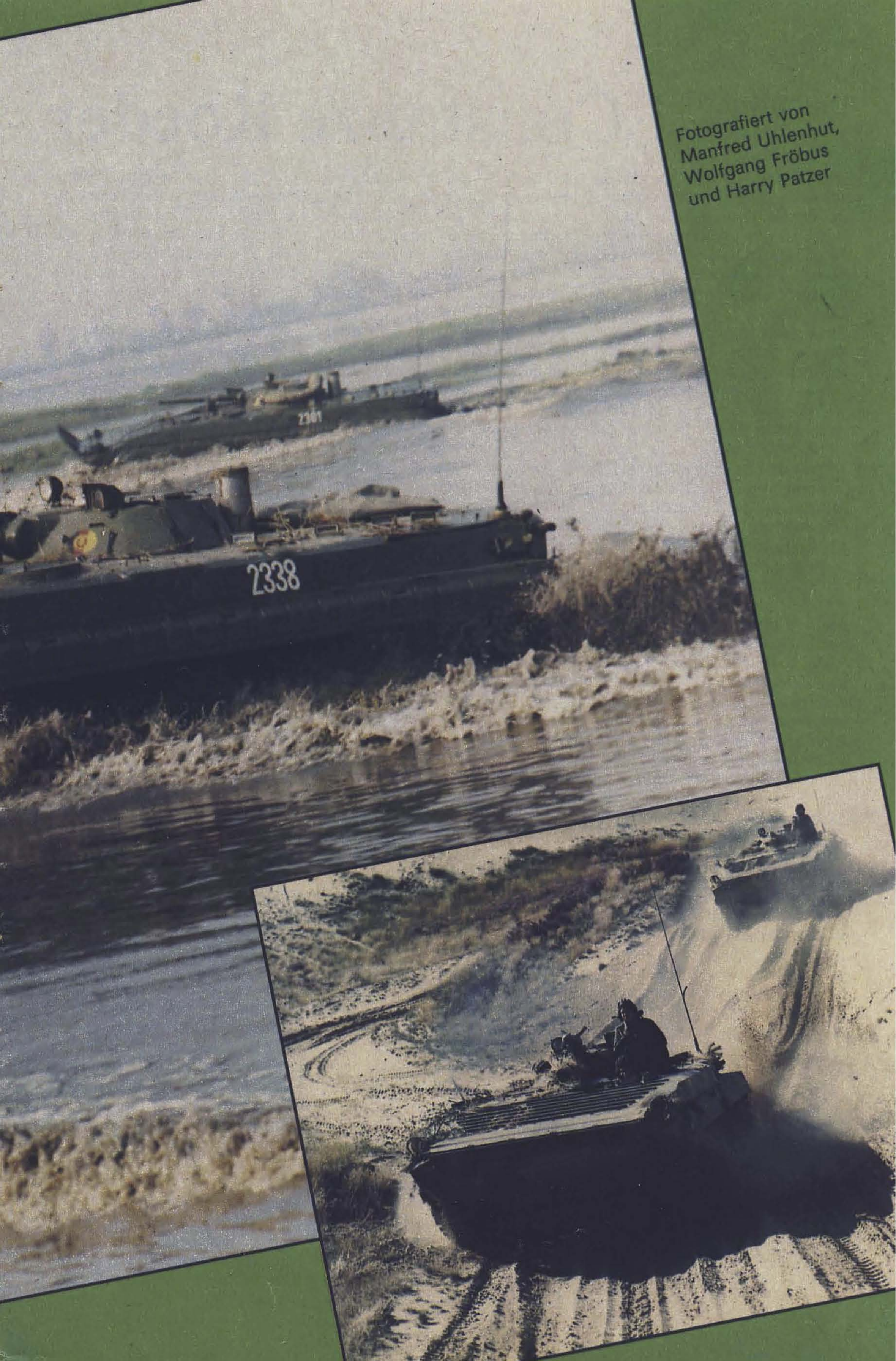
Wenn



Wenn eine MX-Rakete Vernunft hätte,
dann würde sie sich
nach dem Start
in ihr eigenes Silo stürzen.

Hauptmann Bernd Förster


ZUM
TITEL
BILD
Schützenpanzer
BMP 1



Fotografiert von
Manfred Uhlenhut,
Wolfgang Fröbus
und Harry Patzer

Unser Rücktitel: Constanze Roeder

„Sehe ich eine MiG in den Himmel stürmen, durchfährt es mich: Da sind sie! Dann habe ich die Genossen vom Jagdfliegergeschwader ‚Wladimir Komarow' vor Augen, bei denen wir den Film ‚Flieger' drehten", erzählt Constanze Roeder. „Durch diese Filmarbeit lernte ich das Leben der Flieger und ihrer Familien kennen, begegnete ungewöhnlich zuverlässigen, kameradschaftlichen und humorvollen Menschen, erfuhr von ihrem hohen Einsatz im Beruf, der für sie Berufung ist."

Kürzlich war die junge Schauspielerin erneut in der Rolle einer berufstätigen Familienmutter zu erleben, deren Mann als Volkspolizist außerordentlich gefordert ist. Auch in dieser Fernsehserie „Rund um die Uhr" verstand es Constanze Roeder alias Monika Kleinau sehr geschickt, Mann und Kinder durch den oft komplizierten Alltag zu führen; immerhin waren beide Eltern im Dreischichtsystem eingespannt. „Bemerkenswert war, daß bei diesen Kleinaus jeder des anderen Aufgehen im Beruf akzeptierte, daß keiner zurückstecken mußte", sagt die Darstellerin zu ihrer Rolle. „Schön, daß sie sich nach über zehn Ehejahren Frische, Herzlichkeit, auch Verliebtheit bewahrt hatten. Eine durchaus nachahmenswerte Filmfamilie also."

Erlebtes und Erfahrenes aus der persönlichen Sphäre ist Constanze Roeder Anregung für die Gestaltung solcher Rollen. Schauspielerin zu sein bedeutet aufwendige Proben am Tage, anstrengende Auftritte am Abend, die oft verbunden sind mit weiten Autoreisen. Ehemann Bernd ist für Tochter Katharina und Sohn Johannes nicht selten Vater und Mutter in einem. Er weiß, daß Constanze auf der Bühne schwerlich bestehen könnte, fehlten ihr innere Ruhe und das sichere Gefühl, daß zu Hause alles klappt. Dabei hat auch Bernd als Abteilungsleiter im Einzelhandel oft über den Feierabend hinaus zu tun. Beide achten darauf, daß sich Probleme nicht anstauen, und sie ermuntern sich gegenseitig. „Jeder braucht den Beruf, der ihm Spaß und Erfüllung gibt", erklärt die Künstlerin. „Und obendrein will man erproben, wie weit die eigenen Grenzen liegen."

Schauspielerin zu werden hatte sich Constanze zunächst nicht zugetraut. Sie hatte im Elternhaus die Schwere dieses Berufes erlebt; die Mutter war Tänzerin, der Vater gehörte zu den einst sehr populären „Vier Brummers" und ist heute Conferencier. Während ihrer Ausbildung als Facharbeiter für Fernsprechverkehr gab sie jedoch der stille Traum nicht frei. Endlich faßte sie sich ein Herz, bewarb sich an der Schauspielschule Berlin und wurde Puppenspielerin. 1978 ging sie in ihr erstes Engagement nach Zwickau. Das Puppenspiel schien ihr eine reizvolle Einheit schauspielerischer und musikalischer Ausdrucksmöglichkeiten zu sein. Doch der Arzt riet ihr ab von der körperlich anstrengenden Arbeit mit den Marionetten. Glücklicherweise boten sich schauspielerische Aufgaben am Zwikkauer Theater, wo sie auch die Bühnenreife erwarb. Seit fünf Jahren lebt die gebürtige Dresdenerin nun als freischaffende Künstlerin in Berlin.

Nicht nur das Wissen um die eigenen Grenzen und Fähigkeiten gehören für Constanze Roeder zum Beruf des Schauspielers. Auch das Wissen um die Mitmenschen, um das Geschehen in der Welt: „Gleichgültigkeit und Unfreundlichkeit zwischen den Menschen regen mich auf. Arroganz und Feindseligkeit zwischen einzelnen Zeitgenossen im kleinen und ganzen Völkern im großen entsetzen mich immer wieder. Sehr beunruhigt mich der Rüstungswahnsinn des Imperialismus, der nun auch den Kosmos erfassen soll. Ein Ausweg kann da doch nur sein, mit Vernunft und Besonnenheit an die wichtigste Frage der Zeit heranzugehen."

Auf ihre Weise trachtet die junge Künstlerin danach, ihren Zuschauern Freude und Lebenskraft zu vermitteln, auch Denkanstöße zu geben. Die Kunst verleiht der Phantasie Schwingen, auszuschwärmen, um die eigene Erfahrungs- und Empfindungswelt zu bereichern und vielleicht zu neuen Sichten zu finden.

Neben Fernsehaufgaben – wie die weibliche Hauptrolle in der Verfilmung von Emile Zolas Novelle „Der gekaufte Ehemann" – widmet sich Constanze Roeder auch gern der sogenanten kleinen Form. Man kann sie live in Klubs und in Kulturhäusern von Betrieben und in Dörfern erleben. Heiteres, Frivoles, Spritziges bietet sie dem amüsierten Publikum gemeinsam mit Jürgen Zartmann und anderen Schauspielerkollegen in dem literarisch-musikalischen Programm „Aber, nicht so frech". „Das Lachen kann eine wunderbare Waffe sein", meint die Schauspielerin, „und es erleichtert sehr!"

„Immer gute Laune" ist der Titel eines weiteren Programms, in dem sie mit Armin Mühlstedt witzige, spaßige Chansons zum Lachen und zum Nachdenken singt. Die Freude an diesen Programmen liegt für sie in der Möglichkeit, eigene Ideen zu verwirklichen und unmittelbaren Kontakt zum Publikum zu haben. Gerne würden Constanze und ihre Kollegen auch vor Soldatenpublikum auftreten, sicher sehr zur Freude derer auf und derer vor der Bühne.

Nie fühlt sich die Dreiunddreißigjährige mit ihrer Arbeit restlos zufrieden: „Je älter man wird, je mehr man weiß und schaut, desto größer werden die Zweifel an sich selbst. Da hilft nur Arbeit. Und darum suche ich nach immer neuen künstlerischen Möglichkeiten, die Gesang, Musik und Spiel mir bieten."

Text: Marlies Dieckmann
Bild: Manfred Uhlenhut

Autogramm-Anschrift: Constanze Roeder, Ho-Chi-Minh-Straße 6/54, Berlin, 1156





„Das wechselvolle Schicksal der Straße Unter den Linden, auf der ich nun schon weit über hundert Mal vor der Neuen Wache als Ehrenposten gestanden habe, spiegelt auf verblüffende Weise die deutsche Geschichte wieder", meint Gefreiter Mario Bruselmann vom Wachregiment „Friedrich Engels". (Bild rechts) „Wenn ich hier stehe, male ich mir manchmal aus, wie das Leben früher so war, rund um die Neue Wache: Wie Könige und Kaiser auf dieser Straße ihre Macht und ihre Eroberungssucht demonstrierten. Wie frühere Herrscher sie zum Tatort ihrer Willkür machten. Wie aber auch das Volk für seine Freiheit gegen die Tyrannen stritt."
In der Tat. Viele Ereignisse in der deutschen Geschichte lassen sich hier sozusagen nacherleben.

Zeiten-Wandel



Drei Jahrhunderte sind es her: Berlin wird Garnison. Kurfürst Friedrich Wilhelm gründet ein stehendes Heer, das schließlich 30 000 Mann umfaßt. Die Stadt ist 1640, da er das brandenburgische Erbe antritt, nach 22 Jahren des Dreißigjährigen Krieges verwüstet. Die Bevölkerung zählt noch ganze 6 000 Seelen. Mit Kabinettsordern und Edikten, Privilegien und Einfuhrverboten sucht der Kurfürst Gewerbe und Handel zu beleben. Asyl bietet er den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten. Bald ist jeder dritte Bewohner Berlins ein Franzose. Viele dieser „Manufakturiers" und Handelstreibenden lassen sich in dem Viertel an der neu entstehenden Lindenpromenade nieder. Nahe der alten Torwache wird ein Hafen mit großem Packhof angelegt. Berlin mausert sich zum Handels- und Schiffahrtsknotenpunkt. Es wächst über seine Festungswerke hinaus. Die kleine Torwache wird Artillerie- und Kanonierwache.

Friedrich I. erhebt 1701 Preußen zum Königreich und pocht auf seine Eigenständigkeit. Bedingungslose Staatsräson wird zu unheilvoller Tradition durch Friedrich Wilhelm I. geformt. Tag für Tag schallen Flüche und Karbatschenschläge[1] von prügelsüchtigen Korporals vom Lustgarten zur Kanonierwache herüber, wo Soldaten pfahlgleich im Stechschritt paradieren.
Für seine sechs Fuß langen Riesengrenadiere zahlt der sonst



Als sich Berlin zum Handels- und Schiffahrtsknotenpunkt entwickelt, wird die kleine Torwache – Vorläufer der Neuen Wache sozusagen – Artillerie- und Kanonierwache.

knauserige „Soldatenkönig" 700 bis 1000 Taler. Ein Viertel aller Berliner zählt 1721 zur Garnison. Achtzig Prozent der Staatsgelder werden für militärische Zwecke ausgegeben. Kein Wunder, daß sich das Zeughaus in einem der schönsten Bauwerke Europas, in Berlin Unter den Linden befindet. Andreas Schlüters erschütternde Anklage des Krieges mit seinen 32 Masken sterbender Krieger ist auf den Innenhof verbannt.

Die Militärdespotie greift tief in das Leben der Bevölkerung ein. Besonders schwer leidet der Bauer. Er ist Soldat, aber auch Hauptsteuerzahler und Lieferant von Korn, Stroh, Heu in die Garnison. Aber kein „Hundsfott hat zu räsonieren". Diese Weisung steht in Preußen nicht nur im Heer vor dem eigenen Gewissen.

Das Vermächtnis des „Soldatenkönigs" an seinen Sohn Friedrich II. Er habe das Land und die Armee „instand gebracht", sein Nachfolger müsse nun die Länder herbeischaffen, „die unserm Hause von Gott uns rechtswegen zugehören".

Schon 1741 erkennt der französische Philosoph Voltaire, der später vom preußischen König an seinen Hof geladen worden ist, daß dieser seinen „Philosophenmantel" sofort abwerfen und zum Degen greifen werde, wenn er eine Provinz erblickt, die ihm gefalle. Die Ideen der Aufklärung benutzt „der Diener seines Staates", um das im Niedergang befindliche absolutistische Regime zu reformieren und damit zu konservieren: die Folter wird aufgehoben, das Justizwesen reformiert, Zunftzwang und Leibeigenschaft gelockert, Handel und Gewerbe entwickelt, Wissenschaft und Kunst gefördert, Toleranz in religiösen Fragen gezeigt.

Als Philosoph denkend, aber als König handelnd, ist auch unter der Herrschaft Friedrichs des Großen, wie er genannt wird, Preußen kein Land mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Land. Der Ausbau des Heeres von 81000 auf 200000 Mann und die jahrelangen Kriege um Schlesien führen Preußen zwar zu europäischer Geltung, aber auch an den Rand des Ruins. Im Schatten des prächtig entstehenden „Forum Fridericianum" mit seiner Oper und der Königlichen Bibliothek lebt ein Drittel der 30000 Berliner 1761 in tiefster Armut. Niemand nimmt sich der Bauern an, die verzweifelt mit Bittschriften vor den Toren des Schlosses stehen. Lessing schreibt: Wer für die Untertanen eintrete, werde „bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist".

Pulverwagen und Kanonen in die Spree ...

27. Oktober 1806. Salutschüsse und Glockengeläut dröhnen über der Stadt. Mameluken[2] reiten durch das Brandenburger Tor. Die kaiserliche Garde folgt. Dann zieht, begleitet von seinen Marschällen und Generalen, Napoleon Bonaparte auf weißem Roß in Berlin ein. Zehn Tage zuvor hat der Stadtgouverneur, bevor er die Flucht ergriff, allenthalben durch rote Handzettel verkünden lassen: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht."

Graf Schulenburg hätte sich diese Aufforderung ersparen können. Die Berliner empfangen den „Mörder der französischen Freiheit" mit stummer Verbissenheit. Frankreichs Armee hat die Truppen Friedrich Wilhelms II., seit 1786 König von Preußen, bei Jena und Auerstedt binnen weniger Stunden erbarmungslos zusammengeschlagen. Sie reißt zwar die Nachbarvölker in den Schmelztiegel sozialer und politischer Umwälzungen, aber die Waffen von Napoleons sieggewohnten Armeen sind Zwangsinstrumente einer unterdrückenden und erobernden Macht. Unter den Linden plündert die Garde das Zeughaus, degradiert das Opernhaus zum Brotmagazin.

Lähmend lasten Verteuerung, Lebensmittelknappheit, hohe

Kriegszahlungen auf den Berlinern. Allein die Verpflegung von zweieinhalb Millionen Besatzungssoldaten innerhalb von zwei Jahren kostet rund acht Millionen Taler. In seiner Rede „An die deutsche Nation" ruft Johann Gottlieb Fichte unter den Augen der Besatzer zur Befreiung von der Fremdherrschaft auf – zur sittlichen Erneuerung eines freien, einigen Vaterlandes. Wenige Schritte von der Kanonierwache entfernt, im Palais am Kastanienwäldchen, sammeln sich um die Minister Stein und Scharnhorst liberale Adlige und bürgerliche Intellektuelle. Die historisch unvermeidbare Umwälzung in Preußen suchen sie durch reformistische Staatspolitik zu beeinflussen. König und Adel sollen zu einer patriotischen Übereinkunft mit Bürgern und Bauern kommen. Das Volk löst – nach der Niederlage Napoleons in Rußland – durch rebellische Bewaffnung und Aktionen den Befreiungskrieg aus und zwingt König Friedrich Wilhelm II. zum Kampf gegen die Fremdherrschaft.

Am 20. Februar 1813 sprengt eine Kosakenvorhut die Linden herauf, von den Berlinern stürmisch begrüßt. Sie versetzt die Franzosen in Schrecken. Die Kampfentschlossenheit der Berliner wächst. Französische Pulverwagen und Geschütze fliegen in die Spree. Die Franzosen flüchten. Begeistert empfängt die Bevölkerung die einrückende russische Armee. Eiligst werden kleine russisch-deutsche Wörterbücher gedruckt. Als Napoleon im August mit seiner Armee von 120000 Mann gegen Berlin anrückt, wird er bei Großbeeren geschlagen. Zwei Monate darauf jagt ein Kurier in die Stadt und kündet vom Sieg in der Völkerschlacht bei Leipzig. Armee und Volk haben zwar das Land befreit, doch die Hoffnungen der Patrioten auf nationalen Fortschritt bleiben unerfüllt.



Salutschüsse und Glockengeläut dröhnen am 27. Oktober 1806 über der Stadt, als Napoleon an der Spitze der französischen Armee in die Stadt einmarschiert.



Einen seltenen Einblick in das Wachlokal der Neuen Wache vor dem ersten Weltkrieg gewährt dieses historische Bilddokument, das gleichzeitig einen Eindruck von den damaligen Bedingungen vermittelt.

Ein König verneigt sich vor Revolutionären

Dem siegreich beendeten Befreiungskrieg will Friedrich Schinkel mit seiner ersten bedeutenden Bauaufgabe Unter den Linden ein Denkmal setzen. Wenige Baumeister haben das Gesicht der Stadt so eindrucksvoll gestaltet wie er mit seinem der bürgerlichen Bewegung jener Zeit gemäßen klassizistischen Stil. An die Stelle der alten Kanonierwache setzt er ein neues Gebäude für die Königswache. Es hat die Form eines römischen Castrums, das Giebelfeld ist mit plastischem Schmuck von außergewöhnlicher Schönheit verziert. Wichtigste Funktion von Offizieren und Soldaten der Wache sind die Honneurs, die Ehrenbezeigungen für vorüberkommende Generäle, Gouverneure, Kommandanten und Mitglieder der königlichen, später kaiserlichen Familie. Jeden Mittag marschiert die Wachkompanie zur Ablösung mit Spielmannszug und Tambourmajor auf, wird ein Konzert im Kastanienwäldchen geboten. Denn hier ist ein beliebter Treffpunkt der Berliner. In keiner anderen Stadt der Welt spielt das Militär damals eine so vorrangige Rolle wie in Berlin. Wachparaden sollen das Heer dem Volk genehmer erscheinen lassen.

19. März 1848. Langsam zieht ein unübersehbarer Demonstrationszug Unter den Linden zum Schloß hinauf. Auf Bahren, in offenen Wagen führen sie 183 Tote mit – gefallene Revolutionäre. Tags zuvor ermordet: Blindlings hatten die Posten der Neuen Wache in die Volksmenge geschossen. Das Militär trieb die Kundgebung zur Überbringung einer Bittschrift an den König mit Waffengewalt vor dem Schloß auseinander. Arbeiter, Handwerker, Bürger, Studenten kämpften schließlich auf den Barrikaden für demokratische Rechte. Gefallene der ersten Revolution in Preußens Metropole.



Massendemonstration Unter den Linden anläßlich der Ausrufung der Republik zur Zeit der Novemberrevolution 1918 in Deutschland – rechts im Bild die Neue Wache.



Auf einer machtvollen Kundgebung der KPD im Lustgarten warnt Ernst Thälmann vor der drohenden faschistischen Gefahr und ruft zur Einheitsfront gegen Faschismus und Krieg auf.



Am 10. Mai 1933 verbrennen die Faschisten – wie hier auf dem Opernplatz gegenüber der Neuen Wache – in den Hochschulstädten Deutschlands öffentlich die Bücher fortschrittlicher Geistesschaffender.

Stumm zieht der Trauerzug auf den Schloßhof. Kein Offizier, kein General wagt, der Menge den Zutritt zu verwehren. Bahre wird neben Bahre aufgereiht. Anklagend wird ausgerufen: „Ein Familienvater von fünf Kindern." – „15 Jahre alt, der einzige Sohn." ... Drohend hallt die Forderung an den Schloßmauern hinauf: Der König solle denen, die er morden ließ, die letzte Ehre erweisen. Bleichen Gesichts entblößt Friedrich Wilhelm IV. sein Haupt und verneigt sich. Hinnehmen muß da ein preußischer König die bislang tiefste politische und moralische Demütigung durch das eigene Volk.

Der König muß seine Truppen aus Berlin abziehen. Bewaffnete Bürger besetzen die Neue Wache. Das Palais des Prinzen Wilhelm, der, als Lakai verkleidet, aus Berlin flieht, wird zum Nationaleigentum erklärt. Das Volk stürmt das Zeughaus. Doch die Bourgeoisie übt Verrat. Wohl hat das Volk eine Reihe bürgerlicher demokratischer Rechte erkämpft, aber die Revolution ist nicht vollendet.

Monarchie, Junker- und Adelsklasse schaffen eine Umgestaltung auf ihre Art, schmieden 1871 einen deutschen Nationalstaat mit „Blut und Eisen". Im gleichen Jahr läßt sich der berüchtigte „Kartätschenprinz" von 1848, Wilhelm I., zum Kaiser küren. Berlin wird Machtzentrum des deutschen Kaiserreiches. Es ist, wie Karl Marx feststellt, nichts anderes als „ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter und zugleich schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bürokratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus". In dem 1871 gegründeten ersten deutschen Reichstag ist August Bebel einziger Vertreter der Arbeiterklasse.

Trotz alledem ...

Am 1. August 1914 geht von der Neuen Wache, in deren Arrestraum die Hauptzentrale des Militärtelegraphen postiert ist, der Befehl zur Mobilmachung an alle Garnisonen. Eine Welle chauvinistischer Kriegsbegeisterung überflutet auch Berlin. Bürgerliche Politiker faseln von einer „Rettung des Vaterlandes in einem aufgezwungenen Verteidigungskrieg". Noch ehe die Blätter der Linden fallen, soll der Krieg vorüber sein. Doch er wird immer länger, wie auch die Verlustlisten der gefallenen Väter und Söhne immer länger werden. Die Berliner frieren und hungern. Die Demonstrationen für „Brot und Frieden" im November 1915 und am 25. November 1917 werden von der Polizei auseinandergetrieben. Auch der große Streik im Januar 1918 wird von des Kaisers säbelschwingenden Polizisten – in Eintracht mit seiner Majestät gehorsamer sozialdemokratischer Führung – abgewürgt.

9. November 1918. Unter den Linden ist es schwarz von Menschen. Vom Dach des Schlosses reißen drei Matrosen die kaiserliche Fahne herunter und hissen die rote. Vom Balkon ruft Karl Liebknecht die sozialistische Republik aus. Soldaten und Matrosen halten Schloß, Marstall, Universität und die Neue Wache besetzt. Der Kaiser ist geflohen. Sein Militär hat kapituliert. Der Krieg, der sieben Millionen Tote gefordert hat, ist zu Ende.

Auf den Straßen lebt die Revolution. Hinter den Kulissen aber brütet die Konterrevolution über Mordplänen. Nur vier Wochen später ziehen mit klingendem Spiel und scharfer Munition konterrevolutionäre Gardedivisionen durch das Brandenburger Tor über die Straße Unter den Linden in Berlin ein. Im fahlen Morgengrauen des Weihnachtstages richten sie Artilleriefeuer gegen Schloß und Marstall. Mit Karabinern und Maschinengewehren setzen sich die Matrosen der Volksmarinedivision erbittert zur Wehr. Der Donner der Geschütze alarmiert Tausende Arbeiter. Nach vierstündigem Gefecht ist der Überfall abgewehrt. Jedoch: Die Revolution schwebt in tödlicher Gefahr. Die alten Generale sind angetreten, die Geschäfte



1945 nach dem Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches" müssen im zerstörten Berlin auch Unter den Linden Verwundete gepflegt werden – Hinterlassenschaft der Welteroberungspläne der Faschisten.

der Krupp, Thyssen, Stinnes und Bosch zu besorgen. Die rechte SPD-Führung – der dritte Partner im Komplott – schirmt die konterrevolutionäre Verschwörung mit sozialistisch verbrämten Phrasen nach außen ab.

Am 6. Januar 1919 rufen die Arbeiter zum Generalstreik auf. Doch der „Bluthund" Noske schickt 80000 Mann mit Flammenwerfern, Handgranaten, und Maschinengewehren gegen die Revolutionäre. Der weiße Terror tobt. „Geschlagen wurden die revolutionären Arbeiter Berlins! ... Aber es gibt Niederlagen, die Siege sind; und Siege, verhängnisvoller als Niederlagen ... die Geschlagenen von heute werden die Sieger von morgen sein ... Trotz alledem!" Karl Liebknechts flammende Worte werden sein Vermächtnis. Am 15. Januar fallen er und Rosa Luxemburg durch Mörderhand der Reaktion.

In eben jenen Tagen treffen sich im Berliner Flugverbandshaus Blumeshof fünfzig Großindustrielle und Bankiers – darunter Stinnes, Vögler, Borsig, von Siemens – und spenden als erste Rate 500000 Mark für „den Kampf gegen den Kommunismus", die direkt den konterrevolutionären Freikorpsverbänden zufließen.

Bis in den „totalen Krieg" ...

Mit der Weimarer „Demokratie" geht die Restauration imperialistischer Machtpositionen Hand in Hand. Immer mehr machen sich die Nazis breit, gewinnen mit Unterstützung des deutschen Monopolkapitals rasch an Einfluß und bereiten mit einer bisher nie dagewesenen sozialen Demagogie den Weg zur faschistischen Diktatur. Die Warnungen der Kommunisten, ihre Aufforderungen zur Einheitsfront gegen Faschismus und Krieg, Ernst Thälmanns Auftritte im Lustgarten, auf dem Opernplatz werden zwar von vielen sozialdemokratischen Arbeitern gehört, jedoch von ihren rechten Führern mißachtet. Ungenutzt bleiben die Chancen. Erschreckt durch die wachsenden antifaschistischen Aktionen der Arbeiter verhelfen Finanzmagnaten und Schwerindustrielle dem Faschismus an die Macht.

Am Abend des 30. Januar 1933. Die braunen Kolonnen der SA marschieren Unter den Linden. Vier Wochen später schießt aus dem Reichstag eine Flammensäule in den nachtdunklen Himmel. Von der SA angelegt, bietet der Brand den erwünschten Vorwand, um Gegner der Nazis zu beseitigen. Terror und Verfolgung treffen Kommunisten, Sozialdemokraten, antifaschistische Bürgerliche. Am Abend des 10. Mai lodern abermals Flammen Unter den Linden. Auf dem Opernplatz verbrennen faschistische Horden die Bücher progressiver Schriftsteller. Heinrich Heines apokalyptische Prophezeiung „Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende Menschen" wird nur zu bald wahr ...

Die Neue Wache – 1931 als Ehrenmal für die Gefallenen des ersten Weltkrieges umgebaut – dient den Faschisten als „Reichsehrenmal" zur ideologischen Vorbereitung des zweiten Weltkrieges. Die überragende Rolle, die Staat und Armee seit jeher in Preußen gespielt hatten, gilt ihnen als Beispiel. Nicht von ungefähr rückt der „Soldatenkönig" als „Vater des Vaterlandes" zu einem Leitbild erster Ordnung auf. Preußen verdankte seinen Aufstieg einer Kette räuberischer Kriege. Die Nazis fühlen sich dem reaktionären Preußenerbe als dessen politischer Willensvollstrecker verbunden. Von Berlin aus überziehen ihre mordenden, brennenden, sengenden Truppen fast ganz Europa mit Not und Elend, Zerstörung und Tod. Aber der Krieg kehrt an seinen Ursprungsort zurück. Vieles, was Generationen in Jahrhunderten an kostbaren Schätzen errichtet, gesammelt und erhalten haben, versinkt auch Unter den Linden im Bombenhagel und im sinnlosen „Endkampf" Stück für Stück in Schutt und Asche ...

Aufgabe aus der Geschichte

Viel Kraft und Sorgfalt haben die Werktätigen unserer Republik aufgewendet, um die Schönheit der Straße unter den Linden neu erstehen zu lassen. Auch Schinkels Neue Wache ist in ihrer Einzigartigkeit wieder aufgebaut worden – als „Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus". Seit dem 1. Mai 1962 halten hier Soldaten der NVA Ehrenwache. Wie Gefreiter Frank Preis in diesen Tagen: „Wenn ich da stehe, bin ich mir sehr bewußt, daß unmittelbar hinter mir unter der Marmorplatte in der Mitte des Ehrenmals die Gräber des Unbekannten Widerstandskämpfers und des Unbekannten Soldaten sind, daß da blutgetränkte Erde aus vielen faschistischen Konzentrationslagern sowie von den Schlachtfeldern des zweiten Weltkrieges bei Moskau, Stalingrad, von Narvik und aus der Normandie, El Alamein und Monte Casino bewahrt ist. Vor einiger Zeit hatte ich ein Erlebnis, das mich lange nicht los ließ. Ein alter Mann, einer, der jene schreckliche Zeit selbst erlebt hat, besuchte das Ehrenmal. Als er aus der Halle wieder herauskam, sagte er zu mir in gebrochenem Deutsch: ‚Ich bedanke mich bei euch, daß ihr hier steht.' Ich bin 21 Jahre alt, und ich verschließe mich nicht vor der Geschichte meines Volkes. Oft denke ich daran, daß mir auf diesem Posten eine ehrenvolle Aufgabe zufällt: Ich halte hier, in der Stadt des Friedens, Wache, um aller Welt zu zeigen, was uns der Frieden wert ist."

Text: Marlies Dieckmann
Fotos: Peter Himsel, Archiv

1 eine aus Riemen geflochtene Peitsche
2 meist türkische, auch kaukasische u. a. Kriegsgefangene, die als Leibgarde – vor allem persischer und ägyptischer Herrscher – großen Einfluß gewannen



Zur Maidemonstration 1946 marschieren Arbeiter und Bauern in der traditionsreichen Straße Unter den Linden, um ihren Willen für ein menschenwürdiges Leben zu bekunden; an der Spitze u. a. Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Otto Grotewohl.



Am „Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus" halten seit dem 1. Mai 1962 Soldaten der NVA Ehrenwache; hier ein Blick in das Wachlokal (rechts hinten Gefreiter Frank Preis).

AR 1/87 TYPENBLATT FLUGZEUGE



Verbindungs- und Transportflugzeug Pilatus PC-6A „Turbo-Porter" (Schweiz)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	2700 kg
Länge	11,00 m
Höhe	3,20 m
Spannweite	15,20 m
Triebwerk	1 Propellerturbine Pratt & Whitney PT6A-20
Leistung	404 kW
Höchstgeschwindigkeit	222 km/h
Steiggeschwindigkeit	7,2 m/s
Dienstgipfelhöhe	7900 m
Startstrecke	200 m
Landestrecke	120 m
Reichweite	660 km
Passagiere	7

Die Pilatus PC-6A ist als Schulterdecker ausgelegt und besitzt Kurzlande- und Kurzstarteigenschaften. Die Maschine verfügt über ein verstellbares Fahrwerk, das für Landungen auf unbefestigten Plätzen geeignet ist. Vorgesehen ist die „Turbo-Porter" für Personentransporte sowie für das Absetzen von Fallschirmjägern und Technik. Das Flugzeug wird eingesetzt in Österreich, der Schweiz, den USA (UV-20A) sowie in verschiedenen anderen außereuropäischen Staaten.

AR 1/87 TYPENBLATT PANZERFAHRZEUGE

Schützenpanzerwagen Fiat 6616 (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	8000 kg
Länge	5860 mm
Breite	2500 mm
Bodenfreiheit	370 mm
Radstand	2900 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	110 kW
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	400 mm
Bewaffnung	1 Kanone 20 mm 1 MG 7,62 mm
Besatzung	3 Mann

Der SPW mit Allradantrieb wird in den Landstreitkräften Italiens als Aufklärungsfahrzeug eingesetzt. Das Getriebe hat fünf Vorwärtsgänge, die Kupplung wird hydraulisch betätigt. Das Fahrzeug ist schwimmfähig. Seine Wanne sowie die Ein- und Ausstiegstüren sind aus einer Aluminiumlegierung gefertigt.

AR 1/87 | TYPENBLATT | ARTILLERIEWAFFEN

SFL-Kanone 175 mm M 107 (USA)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	28 100 kg
Kaliber	175 mm
Länge	13 000 mm
Breite	3 150 mm
Höhe	2 770 mm
Watfähigkeit	1,08 m
Fahrbereich	725 km
Höchstgeschwindigkeit	55 km/h
Höhenrichtbereich	0–65 Grad
Seitenrichtbereich	30 Grad nach jeder Seite
Schußentfernung	32,7 km
Anfangsgeschwindigkeit der Granate	914 m/s
Feuergeschwindigkeit	2 Schuß/min
Bedienung	13 Mann

Das Vollkettenfahrzeug der Kanone besitzt ein Laufrollenfahrwerk mit 5 Laufrollen und vorn liegendem Antriebsrad. Eine Drehbühne auf der Wanne nimmt die Waffe auf, deren Rohr das Fahrzeug weit überragt. Über eine zentrale Hydraulikanlage werden betätigt: Höhen- und Seitenricht-, Rohrzieh- sowie Lade- und Ansetzvorrichtung. Das Heben und Senken des am Heck vorhandenen Erdspornes erfolgt ebenfalls hydraulisch. Die SFL-Kanone befindet sich im Bestand der britischen Armee.

AR 1/87 | TYPENBLATT | SCHÜTZENWAFFEN

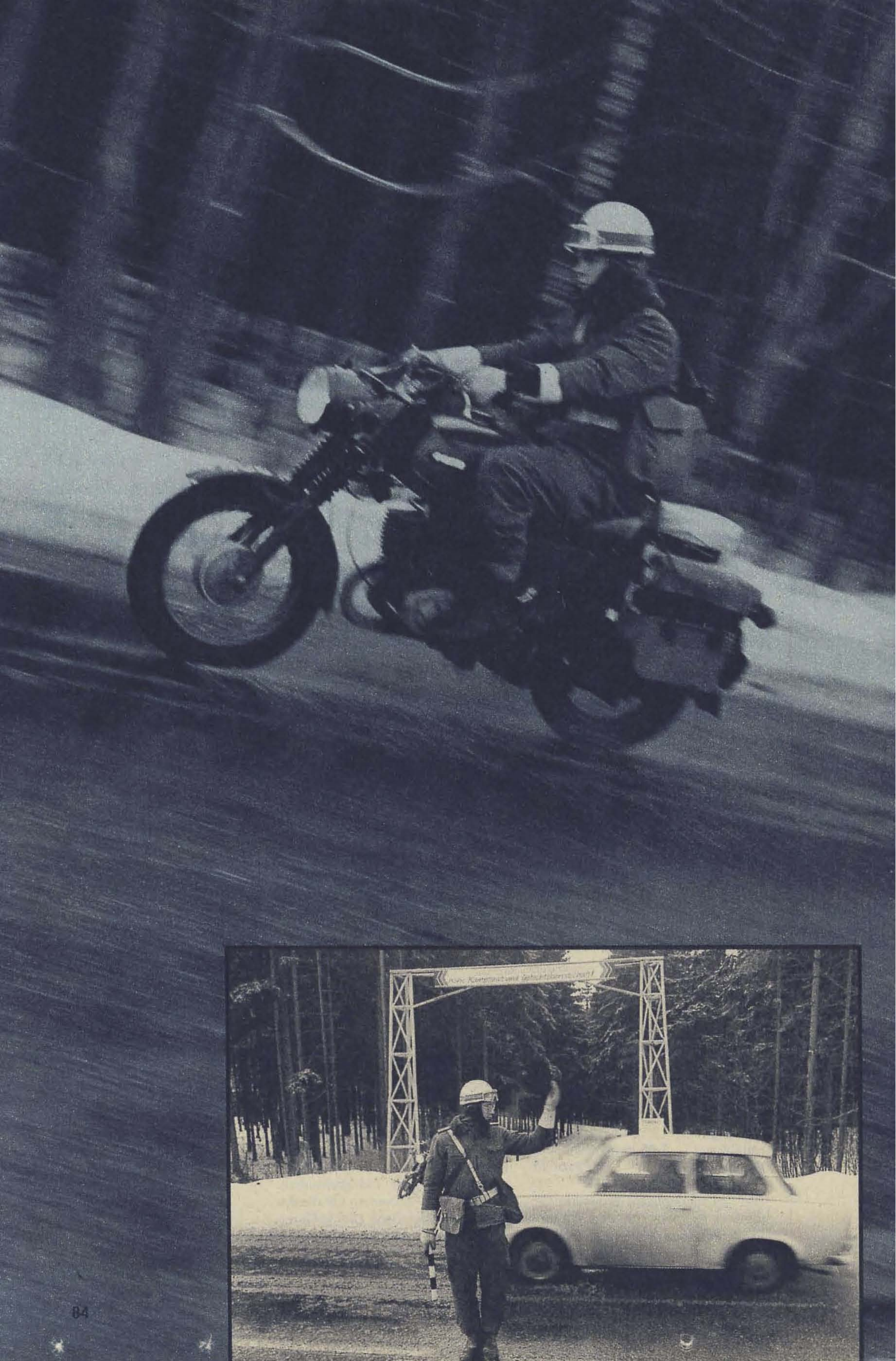


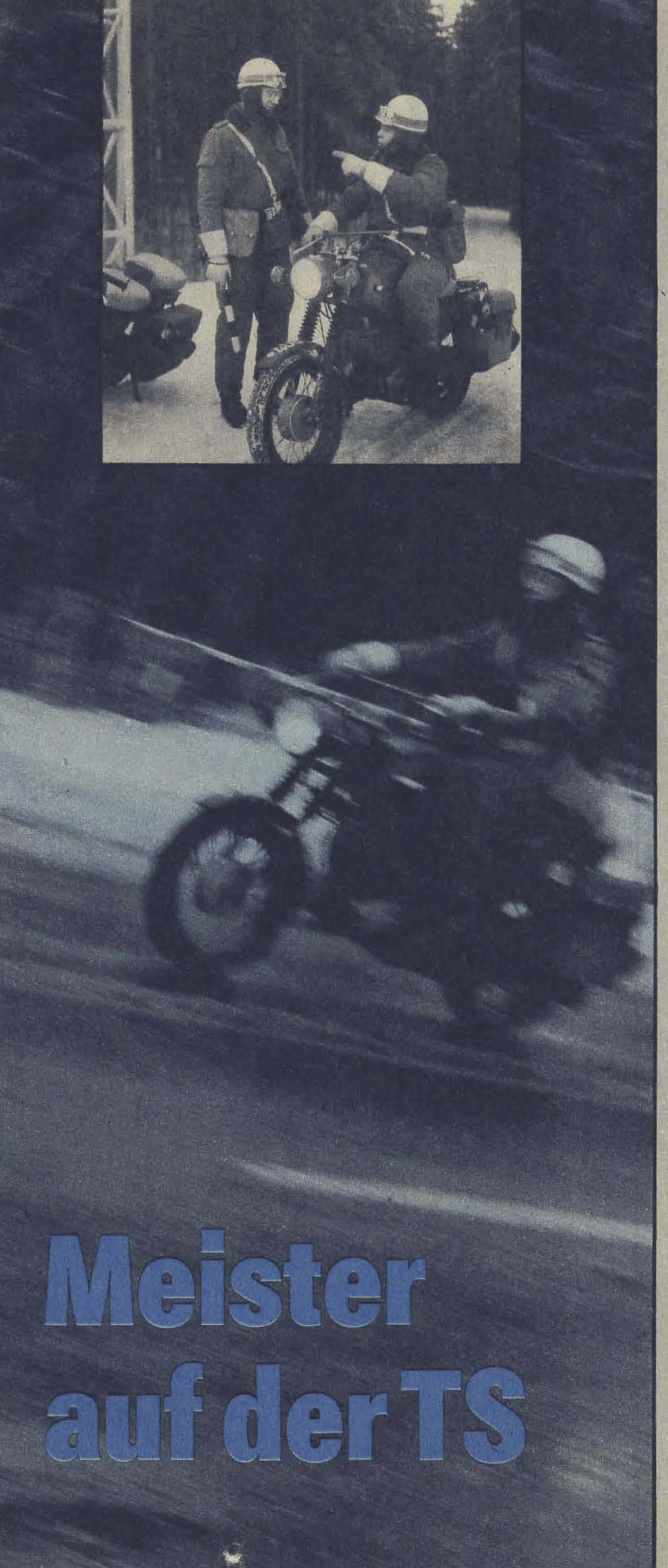
Selbstladepistole Browning GP (Belgien)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,65 mm
Masse (ungeladen)	940 g
Länge	197 mm
Lauflänge	118 mm
Munition	7,65-mm-Parabellum
Magazininhalt	20 Patronen

Die Selbstladepistole Browning GP wird in Belgien von der Waffenfirma Fabrique Nationale (FN) in Herstal gefertigt und außerdem in mehreren Ländern in Lizenz gebaut – so auch in Kanada. Die auf dem Browning-Patent beruhende Faustfeuerwaffe gibt es je nach Verwendungszweck in mehreren Versionen, beispielsweise mit dem Kaliber 9 Millimeter und 13 Patronen Parabellum Magazininhalt. Derzeit ist der Browning GP die am meisten verwendete Dienst-Feuerwaffe in den NATO-Staaten.





Meister auf der TS

Vor Tagen wurde im Truppenteil eine höhere Stufe der Gefechtsbereitschaft ausgelöst, wurde auch der Truppenregulierungszug des mot. Schützenregiments „Max Roscher" alarmiert. Flink wie immer schlüpften die Männer in den Felddienstanzug, stülpten sich den Kopfschützer und den weißen Helm über, griffen nach der MPi, der Schutzausrüstung, dem Signalstab und den Stulpenhandschuhen. Ebenso schnell waren sie im Kfz-Park bei ihren Motorrädern, fanden sich schließlich mit den TS 250/2 auf dem Stellplatz am Kasernentor ein.

Eile war wie stets geboten. Die Einsatzbefehle duldeten keine Verzögerung. Immerhin sind die Regulierer die ersten, welche das Objekt verlassen müssen. Auf den Marschstrecken des Regiments haben sie die Kolonnen zu leiten, an Straßenkreuzungen, Eisenbahnübergängen, den Ein- und Ausfahrten des Truppenübungsplatzes – an kritischen Punkten also – den Verkehr der militärischen Einheiten und der zivilen Fahrzeuge zu regeln. Der Truppe vorneweg. Ihr den Weg frei zu machen, für reibungsloses, zügiges Vorwärtskommen zu sorgen, sie an die richtigen Ziele zu führen – das sind die Aufgaben der Regulierer.

Am Stellplatz wies der Zugführer seine Männer in die Karte ein, stellte jedem seine Aufgabe, teilte sie auf die Kolonnen und Regulierungspunkte auf. Dann waren sie auf sich allein gestellt. Einzelkämpfer, von deren Geschick und Entscheidung viel für das Regiment abhängt. Beispielsweise, ob die mot. Schützen ohne Verzug durch einen Ort geschleust oder die Artilleristen beim Marsch zu ihrem Bereitstellungsraum nicht aufgehalten werden. Wetterharte Burschen sind die Regulierer. Auch wenn es regnet oder schneit, die Wege staubig oder eisglatt sind – für sie gibt es kein „Es geht nicht". Militärkraftfahrer können nicht wählen zwischen Windstille, Sonnenschein, Dauerregen, Nebel oder Schneetreiben, ob sie nun den Motor um Mitternacht star-

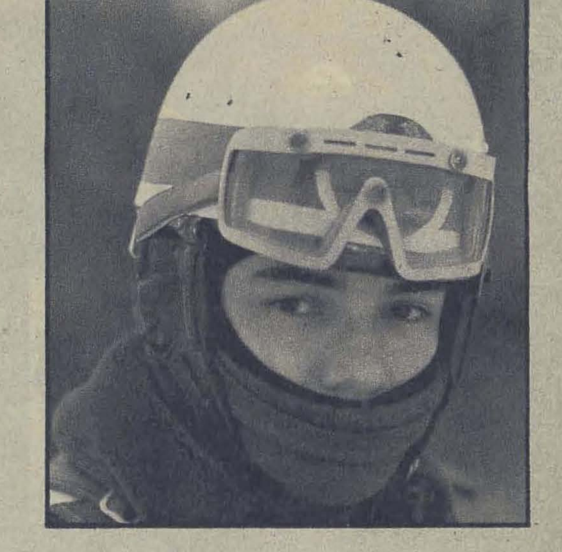
ten müssen oder am Tage ihre Fahrt beginnen.

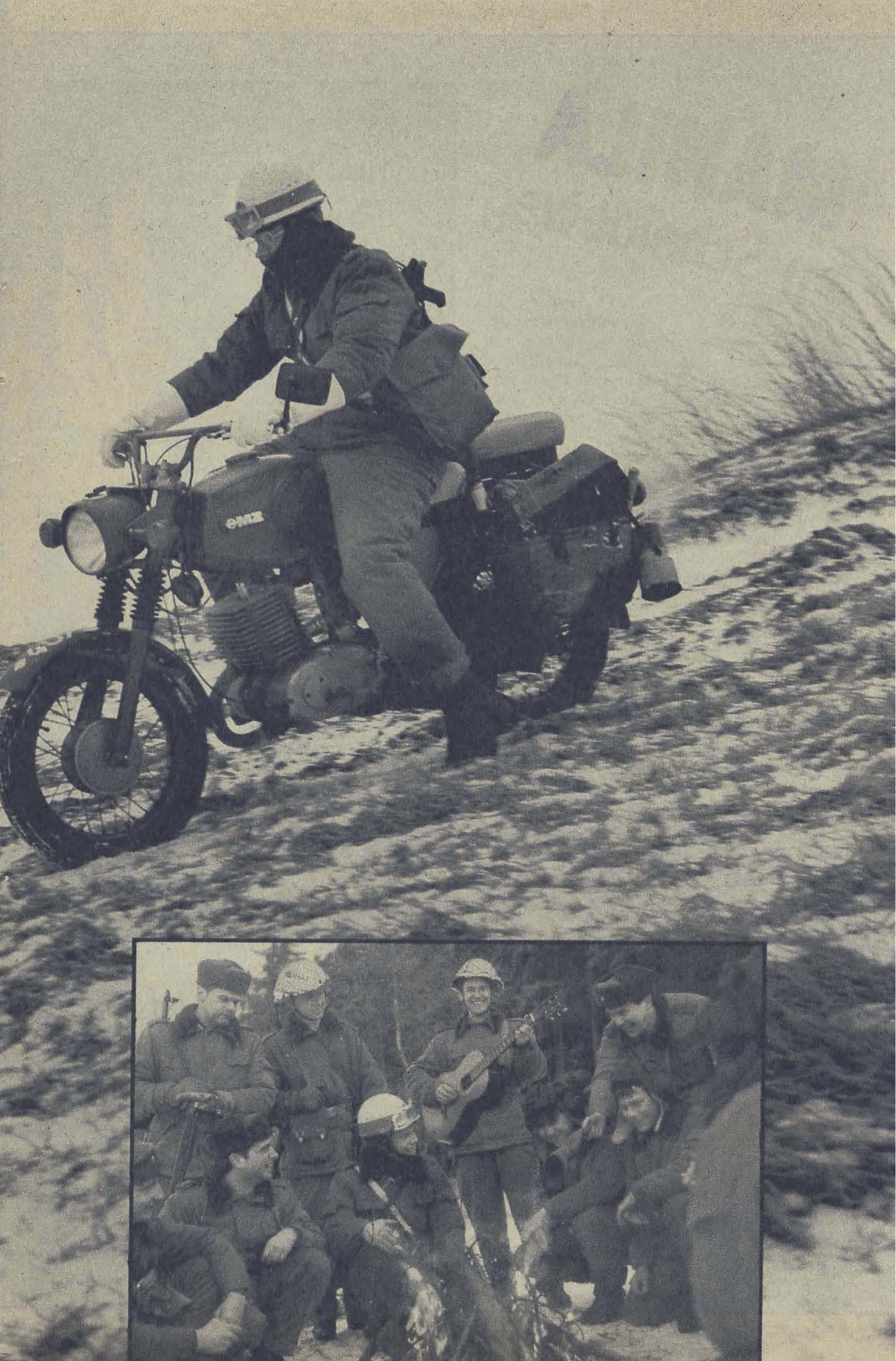
Minus 20 Grad – das teilte ihnen der Zugführer mit, als sie den Einsatzbefehl erhielten. Zugeschneit auf den Straßen Schlaglöcher, Steine, Äste. Schneeränder engten die Fahrbahn ein. Ein eisiger Wind pfiff ihnen ins Gesicht, als sie mit den Motorrädern in den Spurrinnen balancierten, um die Fahrzeugkolonnen zu überholen. Da zahlte sich aus, wer Meister auf der TS war, sie beherrschte, ihre Kraft und ihre Schnelligkeit klug nutzte, den Schwerpunkt auf dem Krad richtig verlagerte und auch Zutrauen zum eigenen Leistungsvermögen besaß.

Über Nacht schlug das Wetter um. Es fing an zu tauen. Eine neue Situation, die nicht weniger Sorgfalt und Geschicklichkeit verlangte. Schmierig und glatt waren die Landstraßen und Waldschneisen geworden, tückisch die Abhänge im Ausbildungsgelände. Auch am Zielort, auf dem Truppenübungsplatz, waren die Regulierer gefragt. Nachfolgende Einheiten mußten eingewiesen werden, Bataillone verlegten im Übungsgebiet, man erwartete Kontrollgruppen übergeordneter Stäbe.

Da kam es schon vor, daß so mancher TS-Fahrer stundenlang recht einsam auf seinem Posten 'ausharren mußte. Auch das war Reguliereralltag. Um so erfreulicher für ihn, wenn eine Einheit eine Marschpause einlegte. Da bekam der Mann am Straßenrand ein wenig Abwechslung, da war genügend Zeit, um am wärmenden Feuer mit den Waffengefährten ein bißchen zu plaudern, gar den Melodien einer Gitarre zuzuhören.

Text: Oberstleutnant Spickereit
Bild: Uhlenbauer





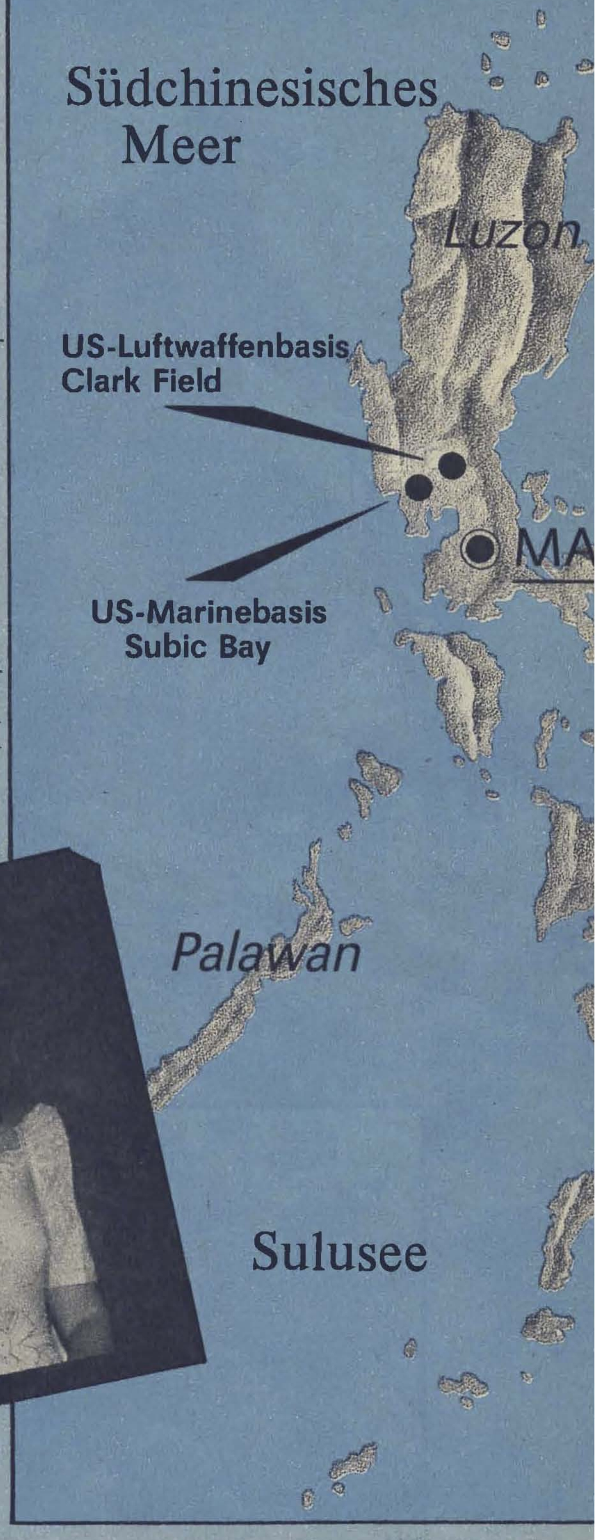
MANILA am Scheideweg

Ein Sprecher des USA-Außenministeriums nannte die dramatischen Geschehnisse in Manila in der ersten Julihälfte 1986 einen Sturm im Wasserglas. Das schienen sie auch zu sein: Ein Versuch von Anhängern des Ex-Präsidenten Marcos, im Luxushotel „Manila“ eine Art Gegenregierung aufzuziehen, scheiterte nach einigen Stunden.

Die Präsidentin Corazon Aquino, die sich während dieser Aktion auf Mindanao aufhielt, brauchte nicht einmal bewaffnet einzuschreiten. Ihre Rückkehr nach Manila genügte, damit ein großer Teil der putschenden Soldaten – es waren einige hundert – zu ihr übergingen.

Die Bezeichnung der Vorgänge als Sturm im Wasserglas zeugt jedoch kaum davon, daß der Repräsentant der USA ehrlich ist. Manches erscheint fraglich. Merkwürdig ist schon, daß ein anderer Vertreter des gleichen Amtes, ein Vizekonsul der USA, die erste, wenn nicht sogar die einzige Amtsperson war, die das Hotel aufsuchte,

Ex-Präsident Marcos und Frau Imelda, die mit Hilfe der USA Präsidentin werden wollte





Corazon Aquino, die gewählte Präsidentin, leistet den Amtseid.

nachdem dort die „Regierung“ der Putschisten ausgerufen worden war.

Die rechtmäßige Regierung unter Präsidentin Corazon Aquino ist seit dem 26. Februar 1986 an der Macht. Noch vor drei Jahren kannte man im Lande kaum ihren Vornamen. Sie war für alle Mrs. Aquino, die Gattin eines Führers der Opposition, des Ex-Senators Benigno Aquino. Am 21. August 1983 wurde er auf der Gangway eines Flugzeuges auf dem Elughafen von Manila erschossen. Senator Aquino wurde ermordet (die genauen Umstände seines Todes sind noch jetzt ungeklärt), als er nach fast dreijährigem Exil aus den USA heimkehrte. Sein Tod trug dazu bei, daß sich die Oppositionellen um seine Frau scharten.

Anfangs nahm man sie auf den Philippinen nicht ernst. Die Presse witzelte, alle ihre Eigenschaften seien negativ: Unerfahrenheit, Unfähigkeit und so weiter. Fakt hingegen ist: Sie zählt zu den hochgebildeten Frauen der Philippinen, hat Jura und Mathematik studiert und ist eine hervorragende Rednerin, die überzeugend spricht, Humor hat und zu einem beliebigen Hörerkreis Kontakt findet. Bald stellte es sich auch heraus, daß sie „ihr Fach“, die Politik, gut kennt. Das hat sich schnell ausgewirkt: Die vorher ziemlich zersplitterte Opposition erkannte, daß sie eine Führungspersönlichkeit gefunden hat und daß das frühere Regime ein ernst zu nehmender Gegner ist.

Nach den Wahlen gab Corazon Aquino den Sieg über Marcos bekannt, obwohl sich dessen Anhänger weigerten, das Wahlergebnis zu akzeptieren.

Als Staatschefin sagte die Präsidentin in einem ihrer ersten Interviews, ihr stehe nunmehr ein anderer, noch schwererer

Kampf bevor. Das Volk der Philippinen erwarte vor allem eine Sanierung der politischen und wirtschaftlichen Lage. Hatte sie doch während des Wahlkampfes versprochen, die ersten positiven Wandlungen würden sich schon 100 Tage nach dem Amtsantritt ihrer Regierung zeigen.

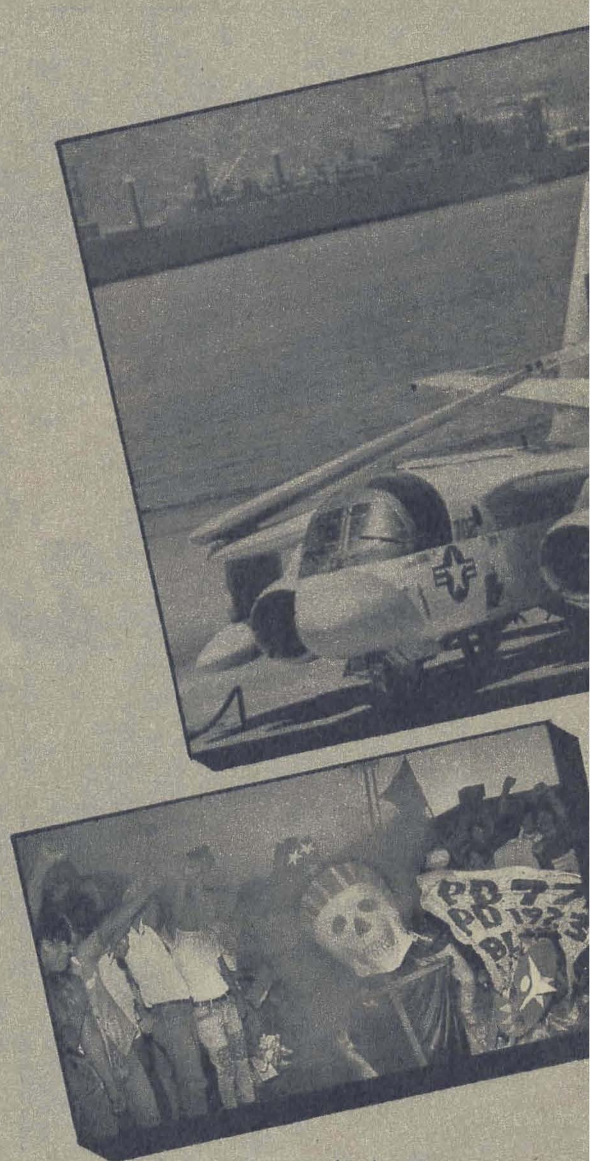
Zu diesem Termin zählte Corazon Aquino auf, was die neue Regierung bei der eingeleiteten Säuberung des Staatsapparates und der Streitkräfte von Anhängern des früheren Regimes getan hatte; ferner die Aufhebung einiger Repressivgesetze, die Wiederherstellung der demokratischen Rechte und Freiheiten einschließlich der Pressefreiheit und die Freilassung der über 500 politischen Häftlinge. Alle diese Schritte hätten, so sagte sie, ihre Regierung bei den Massen populär gemacht.

Das ist sie allerdings nicht in allen Kreisen. Als sie die Nationalversammlung (das Parlament) auflöste, in der die Marcos-Anhänger in der Mehrheit waren, als sie die unter Marcos konzipierte Verfassung annullierte und sich mit umfangreichen Befugnissen versah, wurde sie von der neuen Opposition als Diktatorin verschrien. Ihr Vorgehen wurde als verfassungswidrig beschimpft. Es unterscheide sich in keiner Weise von den Methoden ultrarechter Regimes.

Mit Rücksicht auf solche Meinungen gab die Präsidentin Ende Mai die Bildung eines Verfassungsausschusses bekannt und beauftragte diesen, in drei Monaten ein neues Grundgesetz für die Republik zu entwerfen. Über den Entwurf solle dann eine Volksabstimmung entscheiden. In ihm sollten die Grundsätze der nationalen Souveränität und Unabhängigkeit, der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit der Philippinen sowie „die demokratischen Errungenschaften der Volksrevolution vom Februar“ verbrieft sein. Auch solle er Termine und Modus von Wahlen des Präsidenten, des Vizepräsidenten, der Mitglieder der obersten gesetzgebenden Instanz und der örtlichen Verwaltungen festlegen.

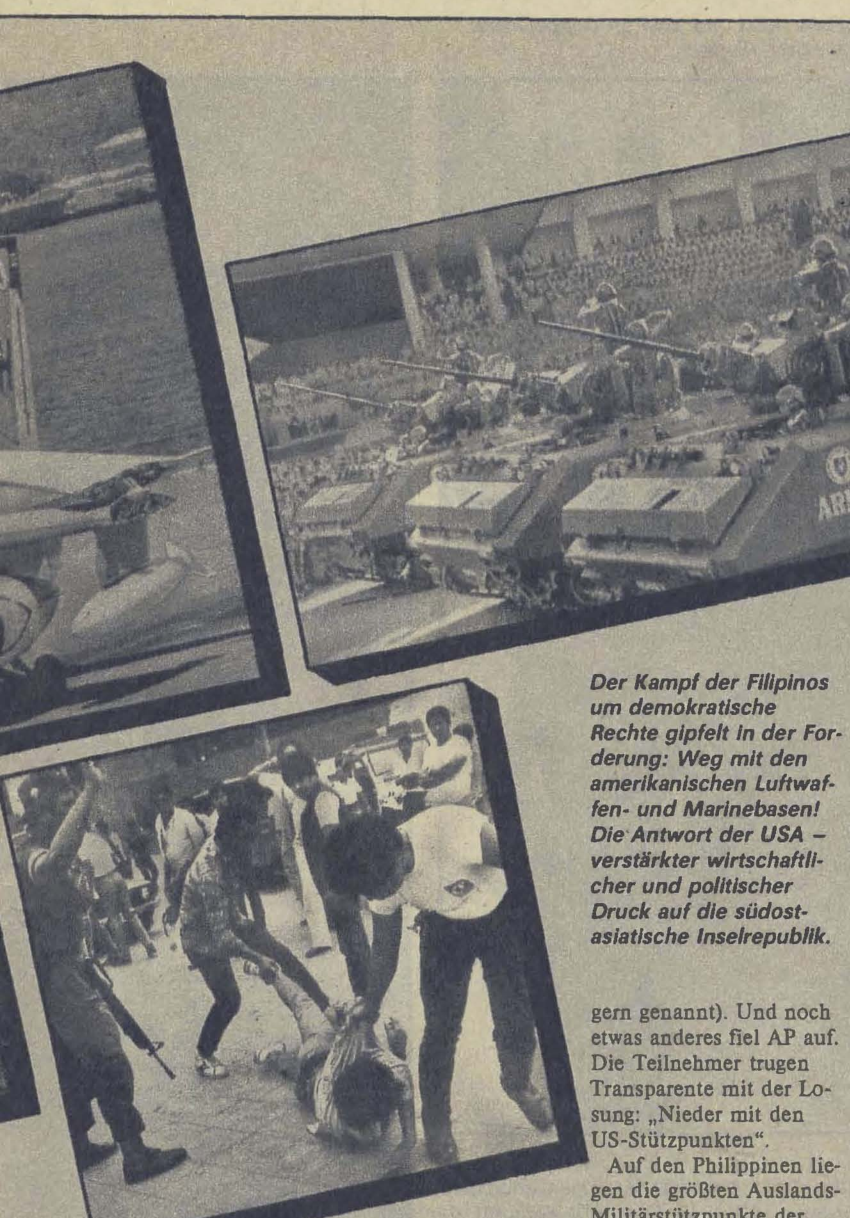
In starkem Maße macht sich die Regierung auch über die Verschärfung der Wirtschaftsprobleme Sorgen. Sie hat eine heruntergekommene Wirtschaft übernommen, deren Wiederherstellung viel Zeit und Geld kostet. Frau Aquino ruft deshalb die Bevölkerung auf, „ein Maximum an Geduld“ aufzubringen und keine sofortige Hochkonjunktur zu erwarten.

Um einen wirtschaftlichen Zusammenbruch der Philippinen zu verhüten, bemüht sich die Regierung bei den USA, bei Japan und den anderen wichtigsten Gläubigerländern sowie bei der Weltbank und beim Internationalen Währungsfonds um eine Sonderunterstützung. In den letzten Maitagen 1986 fand eine Konferenz der betreffenden Länder statt. Der Presse zufolge haben die USA und die anderen westlichen Länder mit einer Abwartetaktik reagiert.



Die Regierung in Manila hat inzwischen als ihre Hauptaufgabe erklärt, das Volk zu ernähren. Eine Bodenreform ist hierzu dringend notwendig. Die Bevölkerung (54 Millionen) lebt zu zwei Dritteln auf dem Lande. Von diesen wiederum leben nach offiziellen Angaben 70 Prozent unter der Armutsgrenze. In den Städten sieht es nicht besser aus. Dort sind 60 Prozent der arbeitsfähigen Einwohner arbeitslos oder haben nur Kurzarbeit.

Und noch ein weiteres Problem drückt die Politiker: die Aufständischen. Zwar wurde der friedliche Dialog mit der sogenannten Neuen Volksarmee verkündet, aber vorläufig gehen Truppenteile der regulären Streitkräfte noch



Der Kampf der Filipinos um demokratische Rechte gipfelt in der Forderung: Weg mit den amerikanischen Luftwaffen- und Marinebasen! Die Antwort der USA – verstärkter wirtschaftlicher und politischer Druck auf die südostasiatische Inselrepublik.

immer gegen sie vor. Beobachter konstatieren folgendes: Der Übergang der Armeeführung im Februar 1986 auf die Seite Corazon Aquinos hat letztlich deren Machtantritt ermöglicht. Das Militär ist nach wie vor darauf eingestellt, die Aufständischen zu unterwerfen. Im Juni nahm die Regierung trotzdem Direktkontakte mit einigen Führern der aufständischen Linksbewegung auf. Die Öffentlichkeit hat das in der Hoffnung begrüßt, daß die Kontakte zum Frieden im Land führen werden.

Die Stimmung des Volkes schildert die US-amerikanische Nachrichtenagentur Associated Press: »Die Demonstranten riefen im Takt Kori, Kori, Kori!« (so wird Corazon Aquino von ihren Anhängern genannt). Und noch etwas anderes fiel AP auf. Die Teilnehmer trugen Transparente mit der Losung: „Nieder mit den US-Stützpunkten".

Auf den Philippinen liegen die größten Auslands-Militärstützpunkte der Vereinigten Staaten. Nördlich von Manila zum Beispiel befindet sich bei dem Städtchen Angeles der riesige USA-Luftstützpunkt Clark Field, von dem aus gegen Vietnam Terrorangriffe geflogen wurden. Schon damals erfaßte die Bewegung gegen die Stützpunkte weite Kreise im Land. Und heute ist der Ruf nach deren Liquidierung nicht mehr zu überhören.

Wie der Marineminister der USA, John Lehman, erklärte, „gibt es für die Stützpunkte auf den Philippinen keinen geeigneten Ersatz, und beliebige Varianten ihrer Verlegung in andere Gebiete würden den USA schaden". Und was gedenkt Manila zu tun? Auf einer Massenkundgebung in Cebu am 25. Mai 1986 erklärte die Staatschefin, sie behalte sich das Recht vor, zu entscheiden, ob die USA-Militärstützpunkte bleiben oder aufgelöst werden sollen. Frau Aquino betonte, daß die Angelegenheit „allseitig erwogen werden wird, bis der Vertrag mit Washington im Jahre 1991 abläuft".

Es bleibt also noch Zeit. Sie vergeht aber immer schneller, und Washington macht aus seiner Absicht kein Hehl, auf die Geschehnisse hinsichtlich der USA-Stützpunkte sowie auf die innenpolitischen Probleme des südostasiatischen Landes einzuwirken.

Text: Georgi Schmeljow (aus „Neue Zeit", Moskau, gekürzt)
Bild: ADN/ZB

Olympiadritte 1984, Weltmeister 1983 und 1985 im Doppelsitzer: Jörg Hoffmann (rechts) und Jochen Pietzsch

Aus Spartakiade-Kindern sind Männer geworden. Darunter solche mit Gardemaß wie Leutnant Jörg Hoffmann vom Armeesportklub Vorwärts Oberhof. 1,92 Meter groß und 97,5 Kilogramm schwer ist er – Vizeweltmeister im Einsitzer, zweifacher Weltmeister, auch Juniorenweltmeister und Olympiadritter im Rennschlitten-Doppel, im eigentlichen Wortsinn die überragende Figur in der gegenwärtigen DDR-Rennschlitten-Nationalmannschaft.

Mit seinem Doppelsitzer-Hintermann Leutnant Jochen Pietzsch verbinden ihn eine Menge Gemeinsamkeiten: Das Geburtsjahr 1963, die Flachland-Herkunft, der Dienstgrad, die Studienrichtung, natürlich auch die Trainer Bernd Jäger und Hauptmann Norbert Hahn. Vom Äußeren her unterscheiden sich beide jedoch gewaltig: Mit 1,77 Meter Körperhöhe und einem Lebendgewicht zwischen 71 und 72,5 Kilogramm ist der Jochen im Vergleich zum Steuermann ein Zwerg. Er ist zwar nicht Hoffmanns erster Doppelsitzer-Partner. „Aber mein bisher leichtester und auch schon deshalb mein bisher bester", sagt der das „Schlachtschiff" steuernde Vordermann.





Wir siegen oder wir verlieren

„Dafür blieb mir buchstäblich die Luft weg, als ich zum ersten Mal mit Jörg fuhr", erinnert sich Jochen Pietzsch. „Als Hintermann liege ich während der Fahrt ja immer unter meinem Piloten, und der bringt fast zwei Zentner auf die Waage. Da sich – bei Autobahnhöchstgeschwindigkeit – der durch die Fliehkraft in den Kurven erzeugte Druck auf den Schlitten um das Drei- bis Vierfache des Körpergewichts erhöht, dachte ich zuweilen: Jetzt drückt's dir den Brustkasten ein. Inzwischen steige ich hinterm Ziel nicht mehr so japsend wie früher vom Schlitten; ich habe es gelernt und mir automatisch angewöhnt, nur noch in den Gerade zu atmen, in den Kurven nicht mehr."

Von solchen Problemchen haben die weltberühmten Vorgänger des Weltmeisterpaares Hoffmann/Pietzsch eigentlich nie erzählt, hatten sicherlich auch keine so driftigen „Differenzen" wie Jörg und Jochen: weder Klaus Bonsack/Thomas Köhler noch Wolfgang Scheidel/Michael Köhler, die Brüder Bernd und Ulrich Hahn oder Hans Rinn/Norbert Hahn. Auch das Gespann Horst Hörnlein/Reinhard Bredow nicht, obwohl der Steuermann 17 Zentimeter größer und 14 Kilo schwerer war. Wenn der Vergleich auch hinkt und die Bezeichnung „Rucksack" für den Hintermann bei den Rennschlittensportlern nicht sonderlich beliebt ist: Der Rucksack ist schließlich auch beim Wandern immer leichter als der, der ihn trägt. Fest steht, daß die Reihung all jener Namen, hinter denen sich dutzendweise Olympia-, Welt- und Europameisterschaftssiege verbergen, dies treffend beweisen: Der DDR-Rennschlittensport hat vor allem auch mit seinen Doppelsitzern fast zu jeder Zeit am ersten Pult gesessen, vorneweg der ASK mit den Piloten Scheidel und Hörnlein, Rinn und eben Hoffmann. Für Jörg und Jochen ist es eine große Verpflichtung, dieses besondere Qualitätsmerkmal „Made in GDR" zu erhalten. Und ganz bewußt sagen beide, daß sie sich den Allerweltskerl Hans Rinn, ihren Klubkameraden, zum Vorbild genommen haben. „Nicht nur, weil Hans, dieser auch technisch überragende Olympiasieger und Weltmeister, Rennschlittengeschichte mitgeschrieben hat", sagt Jörg Hoffmann. Rinn sei eben auch ansonsten ein Mann, von dem man sich eine Menge abgucken könne.

Wenn die Stadt Sondershausen, in etwa 400 Meter Höhe über dem Meeresspiegel am Fuße der Hainleite gelegen, gegen dieses Wort nichts einzuwenden hat, dann ist Jörg Hoffmann ein

Hoffmann/Pietzsch in ihrer Hausbahn, der Oberhofer Eisrinne



„Flachlandtiroler". Sein Mitstreiter Jochen Pietzsch ist's sowieso: Er stammt aus Halle, wo einst gar ein Skikönig geboren wurde – der fünfmalige Weltmeister und dreifache Olympiasieger in der Nordischen Kombination, Ulrich Wehling. Aber für den Rennschlittensport ist weder die eine noch die andere Stadt ein sogenanntes Einzugsgebiet gewesen. Und Jörg Hoffmann setzte sich – nach leichtathletischen und schwimmsportlichen „Staubwischereien" – im Trainingszentrum der BSG Funkwerk Erfurt zum ersten Mal auf einen Schlitten. Jochen Pietzsch hingegen tat dies nach dem Umzug der Familie in die Thüringer Berge bereits als etablierter Oberhofer. Schließlich kam der Tag, da beide sich im Armeesportklub am Grenzadler kennenlernten. „Und wir wurden sozusagen Kinder der Spartakiade", sagt Jörg ein bissel stolz. Er gewann 1977 und 1979 zwei Goldmedaillen im Einsitzer und eine im Doppel, Jochen wurde 1977 Dritter im Doppel. Erstmals gemeinsam auf einem Schlitten haben beide vor reichlich sechs Jahren gesessen, im Oktober 1980. Diese „Fuhre" war die Quintessenz einer in sechs Worte gefaßten Trainer-Idee: Fahrt mal zusammen, es könnte passen.

Und wie es paßte! Junioren-weltmeister, zweimal „richtige" Weltmeister, Olympiadritte von Sarajevo 1984 ... Auf der superschnellen, technisch sehr anspruchsvollen Bahn von Lake Placid haben sie zwei ihrer drei Goldmedaillen geholt. Womit sie bewiesen, daß sie – so bei der Weltmeisterschaft 1985 – nicht nur vor der Oberhofer Haustür zu siegen verstehen. „Mit den Bahnen ist das so eine Sache", bemerkt Jörg. „Meistens sind einem diejenigen die liebsten, auf denen man seine größten Erfolge errang."

Wie ideal „David und Goliath" zueinander passen, sagt Steuermann Jörg Hoffmann in einem Satz: „Ich bin nichts ohne Jochen, Jochen ist nichts ohne mich." Von seinem „Rucksack" würde Jörg nie sprechen. Nach dem ersten WM-Sieg 1983 sagte er dies: „Jochen ist ein sehr guter Partner. Ein beträchtlicher Anteil an der Lenkarbeit liegt bei ihm, wenn ich den Kopf ganz flach lege, um den Luftwiderstand zu verringern. Vieles während der Fahrt gleicht Jochen durch Gewichtsverlagerung aus. Er macht den Rhythmus. Der Hintermann in einem Doppelsitzer wird oft unterschätzt; ich meine, das ist ungerecht, denn von Start bis Ziel sind wir aufeinander angewiesen. Nichts geht ohne den anderen." Was der stille, zurückhaltende Jochen bescheiden bestätigt: „Als Mitfahrer kann ich zum Erfolg nicht allzuviel beitragen. Ich trage eben alles mit, auch wenn mal was schiefgeht. Es ist nun mal so: Wir siegen oder wir verlieren." Solche Aussage macht auch verständlich, daß der erstklassige Einsitzerfahrer Jörg Hoffmann das Doppel an die Spitze seiner sportlichen Wunschliste stellt: „Weil es schwieriger ist, im Doppelsitzer zu fahren, ist die Verantwortung größer. Und ich finde es gut, wenn man nicht nur für sich selbst kämpft."



Olympiasieger 1976 und 1980 im Doppelsitzer, Weltmeister 1977, Europameister 1973, 1975, 1978 und 1980: Hans Rinn (links) und Norbert Hahn; heute Leiter Geräteentwicklung beim ASK Oberhof der erste, der zweite – an der Seite von Bernd Jäger – Trainer des Rennschlitten-Doppels Hoffmann/Pietzsch

Text: Hans-Richard Vollbrecht
Bild: Klaus Oberst (3), Archiv (1)

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. feststehender Teil einer elektrischen Maschine, 5. Nebenperson, 10. Wählerauftrag, 14. teig- oder breiartige Masse, 15. Amtstracht, 16. altgriechische kleine Münze, 17. griechisch-römischer Gott der Heilkunst, 18. Indoeuropäer, 19. Wettkampfbeginn, 20. oriental. Teppich, 21. Stadt auf Sizilien, 24. Nebenfluß des Ob, 26. Honigwein, 27. Ruf, Gerede, 29. scherzhafte Bezeichnung für ein altes Auto, 32. Stadt an der Adige, 34. Flachland, 37. Novelle von Rolf Floß, 39. Gestalt aus „Paganini", 41. Speisewürze, 44. Schriftsteller, 46. Gewebe, 47. italienischer Komponist des 17./18. Jh., 48. Fechtwaffe, 51. Denksportler, 53. Titel eines beliebten Evergreens, 57. Gestalt aus „Die Macht des Schicksals", 60. die Regierung der DDR, 63. Schlittenteil, 65. aserbaidshanisches Zupfinstrument, 66. südamerikanische Hauptstadt, 69. Kampfbahn, 71. Stadt im Tschad, 73. Stadt an der Garonne, 75. Kartenwerk, 77. Mutter der Nibelungenkönige, 78. Auswahl, Auslese, 79. Nebenfluß des Rheins, 80. Hauptstadt von Tunesien, 81. Sandanhäufung an Küsten, 82. Gebirge in Griechenland, 83. Fluß in Mecklenburg, 84. Wendekommando, 85. ein Tau auf Segelschiffen, 86. Laubbaum, 87. österreich. Schriftsteller, gest. 1939, 89. jugosl. Fluß, 90. Statthalter des Großmoguls, 91. Musikstück für zwei Instrumente, 92. drawidische Sprache, 93. DDR-Politiker, gest. 1961, 94. inneres Organ, 97. Gesangsstück, 99. Gestalt aus „Lohengrin", 101. Warenzeichen, 104. altes Längenmaß, 106. griechische Göttin der Morgenröte, 109. Operngestalt bei Borodin, 110. oberstes staatliches Machtorgan in der DDR, 111. spanische weibliche Anrede, 114. Kartenspiel, 118. Eingabe, 122. Schweizer Käsespeise, 125. Prachtkutsche, 128. Pelzart, 130. Ruheständler, 133. Stammvater eines Riesengeschlechts, 134. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 135. plötzlicher Einfall, 136. Schwermetall, 138. Reinigungsmittel, 140. Lernfreude, 142. Nebenfluß der Mosel, 144. Vorfahr, 146. polnischer Schriftsteller, 148. Ringelwurm, 151. Tugend, 153. Ziersäumchen, 155. Heldengedicht von Homer, 156. Gestalt aus „Parsifal", 157. chemisches Element, 158. Spitzen des Geweihs, 159. Stern im Sternbild Orion, 160. trinkfreudiges Mädchen bei Wilhelm Busch, 161. Bootswettfahrt, 162. Gewebe.

Senkrecht: 1. Fenstervorhang, 2. Laubbaum, 3. musikalisches Kunstwerk, 4. Bildelement, 5. Kraft, 6. Klavierteil, 7. sowjetische Tageszeitung, 8. Stekken, 9. Wandbekleidung, 10. Seestreitkräfte eines Staates, 11. Wohlgeruch, 12. Bühnenwerk, 13. Leit-, Hauptgedanke, 22. Gestalt aus „Tiefland", 23. Finnenausschlag der Haut, 25. Gutschein, 26. Zeichnung im Holz, 27. Feierlichkeit, 28. Nebenfluß des Rheins, 30. dichterisch für Adler, 31. Teilzahlungsbetrag, 33. Augendekkel, 35. Nachrichtenüberbringer, 36. Nebenfluß der Warta, 37. Schabeisen der Kammacher, 38. Fragepunkt, 39. Fluß in Kolumbien, 40. Zitatensammlung, 42. unterer Teil der Lithosphäre, 43. banktechnischer Begriff, 45. belgischer Sänger, 48. Werktätiger in der MVR, 50. äußerst begabter Mensch, 52. Feingebäck, 54. Strom im Fernen Osten der UdSSR, 55. Vorzeichen, 56. Skulptur des Naumburger Doms, 58. Einheit der elektrischen Spannung, 59. Oper von Massenet, 61. aufrechtstehende Steinplatte, 62. Muse der Liebesdichtung, 63. gesangartig geführte Tonfolge, 64. franz. Schauspieler, gest. 1971, 67. Stadt im Bezirk Magdeburg, 68. Programm zur Übersetzung maschinenabhängig symbolisch formulierter Programmbefehle in die Maschinensprache, 70. Notlüge, 71. Kunststoff, 72. Edelapfel, 74. Regal, 75. nordamerikanischer Wasserfall, 76. Alpenpflanzenanlage, 88. griechischer Gott, 89. Stadt an der Elbe, 95. weiblicher Vorname, 96. italienischer Fluß, 98. Nebenfluß der Donau, 100. Saatgut, 102. Oper von Verdi, 103. Verpflegung, 105. englischer Archäologe, gest. 1943, 107. Nebenfluß der Wolga, 108. Anhänglichkeit, 111. japanischer Reiswein, 112. Drama von Ibsen, 113. Berg, Vorgebirge, 115. schottischer See, 116. äußerer Abschluß, 117. Ruhm, 119. Anfang, Spitze, 120. japanischer Romancier, 121. iranische Provinz am Kaspischen Meer, 122. Feuerzeichen, 123. Großmutter, 124. Zahl, 126. Gestalt aus „Feuerwerk", 127. Nebenfluß der Aller, 129. Satz, Serie, 131. Stadt in der Türkei, 132. Stadt in den Niederlanden, 137. Alarmgerät, 138. Schlange, 140. Vorname einer Dramengestalt Lessings, 141. Teil des Fußes der Huftiere, 142. kleinere Verletzung, 143. Uranusmond, 145. deutscher Dichter des 18./19. Jh., 147. Schauspielerin der DDR, 149. Staat in Westafrika, 150. italienische Schauspielerin, 151. Hauptstadt der VDR Jemen, 152. Heldenstadt in der UdSSR, 154. Hast.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 60, 155, 44, 67, 156, 17, 72, 64, 68, 160, 130, 125, 70, 161, 47 und 114 ergeben in dieser Reihenfolge die Bezeichnung für einen speziellen Fahrausweis. Wie heißt dieser Ausweis? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 2. 1987. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 2/87. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 12/86

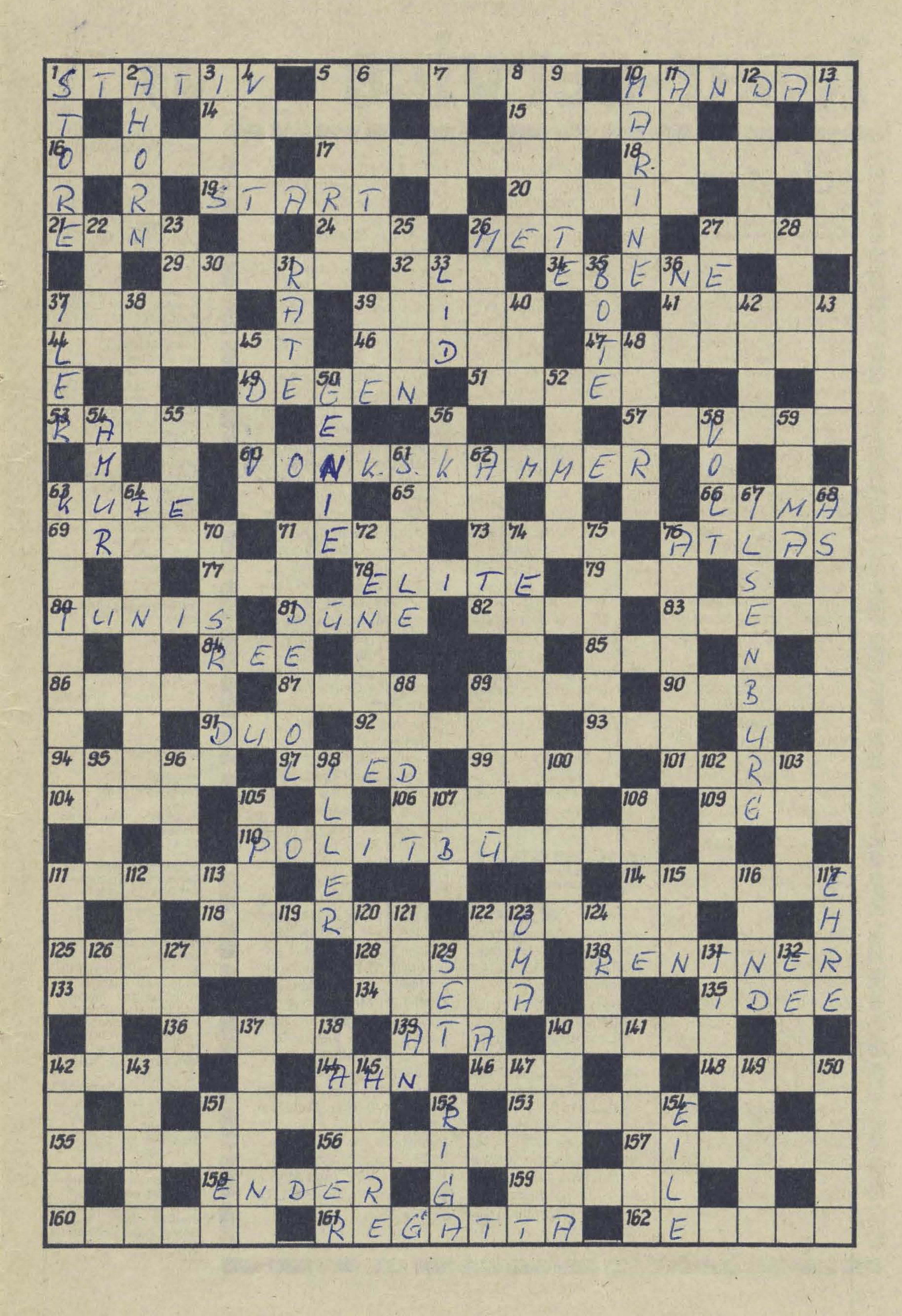
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Zolnierz Polski. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

***Waagerecht:** 1. Mineral, 5. Szene, 9. Kokarde, 13. Ahoi, 14. Idol, 15. Lemming, 17. Stake, 18. Italien, 20. Neer, 22. Sohn, 23. Mode, 26. Ate, 27. Bai, 28. Meru, 30. Oberhaus, 31. Erlkönig, 32. Sparren, 35. Peter, 38. Sela, 39. Elam, 41. Lende, 44. Ina, 46. Elena, 48. Oka, 50. Monitor, 51. Lateran, 52. Ali, 53. Rabat, 56. Enz, 57. Ezio, 60. Karasee, 61. Lese, 63. Esse, 66. Rune, 67. Streitwagen, 71. Temes, 73. Leben, 74. Polizeistunde, 75. Polka, 77. Klage, 79. Reklamation, 82. Isar, 84. Brot, 86. Leim, 88. Okarina, 93. Eris, 95. Reh, 97. Arena, 98. Aga, 100. Ikebana, 101. Geranie, 102. Dan, 103. Malta, 106. Ora, 107. Ebene, 110. Ster, 112. Eden, 114. Diele, 118. Oranien, 120. Ardennen, 122. Dokument, 125. Maat, 126. NUK, 127. Hue, 128. Endo, 129. Inge, 131. Nele, 134. Realgar, 135. Probe, 137. Barbara, 138. Alai, 139. Emme, 140. Antares. 141. Nehru, 142. Reineke.*

***Senkrecht:** 1. Malimo, 2. Nomade, 3. Rhin, 4. Lage, 5. SOS, 6. Zitteraal, 7. Nikobaren, 8. Ede, 9. Klio, 10. Kran, 11. Reisen, 12. Einzug, 16. Nepal, 19. Thale, 21. Rasse, 22. Siena, 24. Oboe, 25. Erbe, 28. Möwe, 29. Ried, 33. Pleura, 34. Elaste, 35. Pumpe, 36. Tennis, 37. Rita, 38. Sari, 40. Mole, 41. Latz, 42. Norden, 43. Ernte, 45. Noll, 47. Elba, 49. Kant, 54. Arni, 55. Asow, 58. Zeremonie, 59. Oste, 61. Lupe, 62. Serengeti, 64. Stollen, 65. Reunion, 68. Etzel, 69. Trimm, 70. Astat, 72. Spa, 73. Lek, 76. Kram, 78. Lore, 80. Arar, 81. Amin, 83. Sirene, 85. Orange, 86. Leine, 87. Lena, 89. Kammer, 90. Real, 91. Najade, 92. Oger, 94. Seele, 95. Rade, 96. Hans, 98. Agon, 99. Arad, 104. Araukarie, 105. Teilhaber, 108. Bora, 109. Niet, 111. Tonne, 113. Enden, 115. Imme, 116. Land, 117. Anina, 119. Skala, 120. Amarna, 121. Damast, 123. Entase, 124. Tomate, 129. Igor, 130. Gras, 132. Eber, 133. Erni, 135. Pan, 136. Emu.*

Die Gewinner unserer Preisaufgabe aus Heft 9/86 waren: Soldat René Weidemann, Hagenow, 2825, 25,– M; Gottfried Schneider, Bad Salzungen, 6219, 15,– M, und Anne-Liese Warschnauer, Rathenow, 1830, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein



leser-service



soldatenpost

wünschen sich: Andrea Höfer (16), Oskar-Zachau-Str. 40, PF 567/024, Jena, 6900 – Simone Gruner (16), Kleinstückenweg 12, 16/23, Radebeul, 8122 – Heike Wöllner (16), Friesenstr. 16, Magdeburg, 3080 – Heike Bockisch (19), Gutenbergstr. 104, Potsdam, 1500 – Astrid Winterstein (16), Clara-Zetkin-Str. 9, Sonneberg, 6418 – Peggy Mielke (16), Lange Str. 4, PF 147-03, Fürstenwalde, 1240 – Marion Friedrich (16), Oberhermsdorfer Str. 10, Freital-Wurgwitz, 8225 – Simone Altenburg (18), Bautzener Str. 18, AWH, Bernstadt, 8703 – Anett, Cordula und Andrea (alle 19) über Andrea Iwaszczuk, Straße der Aktivisten 6, SG Ö 85/1, Riesa, 8400 – Manuela Lippold (21; 1,73), Fleischergasse 14, Annaberg-B., 9300 – Doreen Adolf (16), Dr.-Karl-Bittel-Str. 4, Rostock 25, 2520 – Erika Klauck (19), Barbara Guth (19), Susanne Wetzer (20; 1,77), Weinbergweg 12, Hochhaus I, Zimmer 401, Halle, 4050 – Kerstin Scheel (18), Otto-Lilienthal-Str. 15, Altwigshagen, 2111 – Bettina Voelzke (17), Susanne Johanns (17), Daniela Wunsch (18), W.-Pieck-Str. 18, LWH I, Zi. 140, Wittstock, 1930 – Simone Gnauck (21; 1,78), R.-Renner-Platz 3, Dresden, 8028 – Anke Lippski (16), Allee der Bauschaffenden 117, Rostock 40, 2540 – Christina Hellwig (17), Bl. 241/3, Halle-Neustadt, 4090 – Kathrin Goor (18; 1,75), Am Dornheimer Berg 61, Arnstadt, 5210

Auf Post von Berufssoldaten warten: Carola Schneider (16), Erich-Mäder-Str. 14, Rositz, 7405 – Jeanette Genschow (17), Elbdamm 4, Promnitz, 8404 – Heike Hauptmann (17), Freiberger Str. 13, Ruppendorf, 8231 – Ramona Wagner (23, 2 Kinder), Nr. 26, Repten, 7541 – Claudia Stottmeister (25, Tochter 3), Virchowstr. 39, Wolfen-3, 4440 – Dörte Hänsel (19; 1,65), Gartenstr. 5, PF 245, Karlsburg, 2201 – Simone Dimmer (18; 1,69), August-Bebel-Str. 21, Hörnitz, 8801 – Ilka Siebenhüner (19; 1,56), Richard-Hüttig-Str. 9, Bottendorf, 4731 – Ramona Thuß (16), Lessingstr. 2, Zwönitz, 9417 – Kathrin Peter (21), Grenobler Str. 15, Halle/Süd, 4070 – Kerstin Hinz (19), Nr. 3, Glimmel, 7421 – Sören Bleckert (19), AWH, Wollup, 1211 – Katrin Dienewald (22; 1,72, 1 Kind), Schneebergstr. 6, Dresden, 8019 – Ina Schuster (20, Tochter 1), Außenring 17, Thurm, 9527

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos, aber nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Suche AR 7/86 und Plastflugzeugmodellbausätze M 1:100: Ricco Nawroth, Franz-Dzlebko-Str. 2a, Antonsthal/Erzgeb., 9431 – Biete Typenblätter, Poster, Waffensammlung AR u. J+T, maritime Literatur, Das Magazin, suche Modellbahnfahrzeuge, -literatur, -autos: J. Böhm, Ahrenshooper Str. 14/0801, Berlin, 1093 – Biete Flugzeugmodelle 1:72 u. 1:48 sowie Schiffsmodelle und Fliegerrevue 1978–83, suche Hefte der Reihe Tatsachen, KAP, Meridian, Das Neue Abenteuer und Erzählerreihe: Siegfried Nowack, Erich-Weinert-Str. 12, Sonneberg, 6418 – Biete 444 AR-Typenblätter 1969–85 und 333 J+T-Typenblätter 1974–86: R. Steiner, E.-Schneller-Str. 9, Kuhschnappel, 9271 – Biete AR ab 1969 nicht komplett: Rainer Gründig, Leninring 108, Suhl, 6018 – Biete Plastmodellbausätze, suche polnische Typenhefte TBU: Gerhard Mausolf, Modersohnstr. 64, Berlin, 1017 – Biete „Roter Schnee", „Tschapajew", „Im Rücken der Weißen", suche „Sowjetische Jagdflugzeuge", „Kleinst-U-Boote": André Kazmirczak, Otto-Grotewohl-Ring 4, Strausberg, 1260 – Biete Fliegerkalender 1965–72, 83, 84, 86, suche Marinekalender bis 1980: O. Mayer, Alleestr. 24, Putbus, 2353 – Biete „Geschichte des Luftkrieges", „Geschichte der Luftfahrt", „Alte Handfeuerwaffen", „Hieb- und Stichwaffen" (kleine Ausgabe), suche Literatur und andere Materialien über Faustfeuerwaffen und Winchester-Gewehre sowie Hefte der Strelecka Revue: Heinolf Pfenniger, Thälmannstr. 1, Niederwürschnitz, 9155 – Biete Flugzeugmodelle AVIA CS-199, B-35, B-534, Jak-1M, AERO C-3A, LWS-CZAPLA, LETOV S-328, PO-2 (alle ungebaut M 1:72), suche Modellbaukästen MiG-23, MiG-27, MiG-25: Ingo Lenk, Vater-Jahn-Str. 13, Zeitz, 4900 – Biete einz. FR ab 1977, ungeb. Flugzeugmodelle L-39 (M 1:72), suche Aerosport, FR bis '76, Fliegerkalender bis '80 und '84, Fliegerjahrbuch bis '83, L+K bis '85, ungeb. Flugzeugmodelle M 1:72: Ingo Morgenstern, PF 35802/C1, Löbau, 8722.

ARMEE-RUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur:
Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion:
Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden de Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung:
INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung:
Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Titelbild:
Wolfgang Fröbus

Redaktionsschluß dieses Heftes:
18. 11. 1986

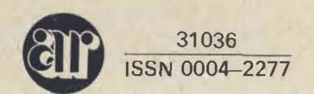
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Glückliche Überfahrt!

wünscht Achim Purwin





31036
ISSN 0004-2277

Constanze Roeder

Die Schauspielerin
wurde fotografiert von
Manfred Uhlenhut